

Montigny

Skizzen

aus den Feldzügen

der großen Armee,

und der

Belagerung von Antwerpen

im Jahre 1832.

Beim Verleger dieses ist früher nrschienen:

Lax, Louis, die Bekehrer. Novelle. 8. Geh. 1830. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

— — Memoiren eines Schornsteinfegers. 3 Bde. 8. Geh. 1830. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

— — Memoiren von Maximilian Robespierre. Aus dem Französischen übersetzt. 2 Bände mit Fac-Simile. 8. Geh. 1830. 2 Thlr. 16 gGr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Nodier, Charles, Erinnerungen, Episoden und Charaktere aus der Zeit der Revolution und des Kaiserthums. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen begleitet von Louis Lax. 2 Bände. 8. Geh. 1831. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Ferner hat daselbst so eben die Presse verlassen:

Der Bucanier. Historischer Roman aus den Zeiten Cromwels. Aus dem Englischen von Louis Lax. 8. 3 Bde. Preis 4 Thlr. 12 gGr.

Skizzen

aus den Feldzügen

der großen Armee,

und der

Belagerung von Antwerpen

im Jahre 1832.

Aus dem Französischen

des Capitains

Louis Montigny.

Aachen, Brüssel und Leipzig.
Verlag von Jac. Ant. Mayer.
1833.

Erklärung.

Wir haben so viele Beschreibungen der glänzenden Waffenthaten unsrer Armeen, dieser Riesenkämpfe, welche noch ihren Homer erwarten; die Franzosen haben sich 15 Jahre lang so oft gesagt: Wir sind das tapferste Volk der Welt, daß man Frankreich beinah unter seinen Lorbeern erstickt und unsern alten Ruhm zuletzt unter einer dichten Schicht Lächerlichkeit begraben hat. Nachdem wir uns, Angesichts der fremden Occupationstruppen, bis zum Überdruß eingeräuchert, warfen wir uns Hals über Kopf in das entgegengesetzte Extrem, machten uns, in presenza nostra, wie der italienische Harlekin irgendwo sagt, über uns selbst lustig und erdichteten Charaktermasken wie Jean Jean und Chauvin, zu

denen man Gott sei Dank! kein Modell mehr in unsrer ganzen Armee finden wird.

Ich hatte also, wenn ich über unsere bewunderungswürdigen Feldzüge schreiben sollte, zwei Klippen zu vermeiden. Man wird finden, daß ich nicht die Absicht hatte, unsern alten Kriegern mit meinen Rauchfässern unter das Gesicht zu fahren. Noch weniger hab ich die unwürdige Absicht, ihre ausgezeichneten Thaten herabzuwürdigen. Nichts weniger als das. Was will ich denn? Manchmal rühren, immer unterhalten, interessiren, bekannten Vorfällen neue hinzufügen. Lafontaine sagt irgendwo, wer viel gesehen hat, weiß viel zu erzählen. Der Verfasser berichtet von Begebenheiten, an denen er Theil genommen, deren Zeuge er gewesen ist, er erzählt ohne Parteilichkeit, ohne Leidenschaft, wahrhaft, wenn er auch darüber anstoßen sollte, nie aber mit dem Willen zu schaden, oder etwa einen hohen Ruf anzutasten, den ein Viertel Jahrhundert geheiligt hat.

Frei von aller Anmaßlichkeit muß eingestanden werden, daß das Buch von geringem Belang ist; an manchen Stellen wird es vielleicht gradezu unbedeutend scheinen; aber es ist bereits gesagt worden,

daß es nur unterhalten soll. Der Verf. hat sich überdies noch ein Ziel gesetzt, das er wol erreicht haben möchte.

Die meisten unsrer Geschichtsschreiber von Feldzügen, sie mögen nun den Ereignissen, über welche sie berichten, beigewohnt haben oder nicht, halten sich an das Wissenschaftliche ihrer Aufgabe. — Hat irgend einer je an etwas anders gedacht, als zu erklären, warum diese Schlacht gewonnen oder verloren wurde, als Daten zu sammeln, und unsern Verlust oder den des Feindes aufzuzählen? Nur selten wird man unter dieser Masse von Schlachtgemälden einem einzelnen Zug aus dem Privatleben des Militairs, einer individuellen Handlung begegnen, bei der man sich ein wenig von den trockenen Details der Strategie und der tödtlichen Einförmigkeit der Angaben von Stadt- und Dorfnamen erholen kann.

Der Verf. hat hier den Versuch gemacht, eine Geschichte in Negligée zu geben. Es ist ein kurzer freundlicher Akt nach der Tragödie, es ist eine Sammlung von Scenen, Erzählungen, kriegerischen Anekdoten, es ist alles, was man will, nur keine Lügen.

Noch ein Wort!

Dies Werk sollte dem Publikum übergeben werden, als der Verf., welcher in den Reihen der Armee dient, sich schleunigst auf seinen Posten begeben mußte, um der Belagerung von Antwerpen beizuwohnen. Die Muße, zu welcher ihn bald darauf eine bei der Einnahme des Forts St. Laurent empfangene Wunde verurtheilte, gab ihm den Gedanken ein, seiner Sammlung, die ursprünglich nur von der Zeit des Kaiserreichs und der großen Armee handeln sollte, ein Kapitel beizufügen, in welchem er eine Skizze der Arbeiten dieser neuen, schönen Operation zu entwerfen, und, ohne die Schranken, die er sich gestellt hat, zu überschreiten, den Heldenmuth und die Geduld zu schildern suchen wird, welche die Expeditions-Armee entwickelt hat. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß dies kein Tagebuch der Belagerung sein soll. Die Journale und die in ihrer Einfachheit so schönen Büllетins des Marschall Gerard haben der allgemeinen Neugierde Details genug geliefert. Hier sollte nur eine Übersicht dieser Art von Kriegführung in einer Sprache gegeben werden, welche dem Nichtmilitair verständlich sein wird. Dem Verf.

ist es zugleich darum zu thun, zu beweisen, daß unsre junge Armee im höchsten Grade alle Tugenden der alten und noch außerdem die bei uns so lange vermißten Eigenschaften besitzt, welche den Bürger-Soldaten zieren.

Das Lager von Brügge.

***

Sic transit ...

Das Lager von Boulogne hat lange die Gedanken Frankreichs und des Auslands beschäftigt; es hat sich mit Recht 1804 theils durch die Zahl und die Schönheit der dort versammelten Truppen, theils dadurch, daß Napoleon sich häufig hinbegab, berühmt gemacht. Man wird sich erinnern, daß dort die feierliche Ceremonie Statt fand, bei welcher die ersten Kreuze der Ehrenlegion vertheilt wurden.

Drei andere Lager, das von Ambleteuse, Dünkirchen und Brügge theilten die Aufmerksamkeit Napoleons; das Lezte erhielt mehrmals Beweise seiner Vorliebe. Es war nach dem von Boulogne das stärkste und schönste. Ich weiß nicht, warum es das Lager von Brügge hieß; denn eigentlich

lag es vor den Thoren von Ostende. Die große Truppenmasse bestand aus zwei gleichen Abtheilungen, die man mit dem Namen des rechten und linken Lagers, in Bezug auf ihre Lage nach der Stadt zu, bezeichnete. Zu dem Lager von Brügge gehörten das 45., 51., 61., 108. und 111. Linien-Regiment, und das 13. und 21. leichte Regiment, welche das berühmte erste Armeecorps ausmachten, das von Davoust, nachmals Herzog von Auerstädt und Prinz von Eckmühl, befehligt wurde und siegreich in so vielen Schlachten gefochten hat.

Ostende, dessen Festungswerke seitdem so bedeutend durch den Herzog von Wellington, den Vauban der Feinde Frankreichs, verstärkt worden sind, ist nicht allein eine traurige Stadt, sondern auch eine Stadt der Trauer. Die Anwesenheit von 30,000 französischen Soldaten, ungerechnet die Tausende von Beamten aller Art, und eine große Menge Seeleute, welche zu der kaiserlichen Flotille gehörten, reichte nicht hin, den Ort ein wenig heiterer zu machen. Die Freunde etwas feinerer Vergnügungen sahen sich in die unangenehme Nothwendigkeit versezt, wenn sie auf einige Augenblicke der Langenweile entrinnen wollten, die sie in Ostende

verzehrte, einen Abstecher nach Brügge zu machen, wo alles mit Gold aufgewogen werden mußte.

Jedes dieser beiden Lager stand unter einem Divisions-General; in dem rechten befehligte General Friand, im linken Oudinot, welcher jetzt Marschall von Frankreich, und Herzog von Reggio ist. Chef des General-Stabs war der General Mathieu Dumas, derselbe, welcher noch jetzt einer Sektion des Staatsrathes im Kriegsdepartement präsidirt. Unter den Offizieren vom Stabe bemerkt man Bourke, und die Capitaine Bory de St. Vincent, Desperamons und Trobriant, und den unglücklichen Bonnaire, der später Brigade-General wurde, und den die Restauration, zur Zeit der Reaction, welche den 100 Tagen und dem Unglück von Waterloo folgte und an und für sich noch ein größeres Unglück war, auf dem Vendome-Platz mit den Ehrenzeichen die Ehre zu rauben glaubte. Dort war auch Herr Etienne, der sich später einen berühmten Namen gemacht hat, und der jetzt zu den Unsterblichen von der Akademie und der Deputirten-Kammer gehört. Damals war er nur ein ganz gewöhnlicher Beamte beim Proviantwesen. Der Kaiser machte häufige Reisen nach Ostende, dessen politische Wichtig-

keit er vollkommen durchschaute; ein solcher Besuch gab stets zu Festlichkeiten Anlaß. Bei einer dieser militairischen Festlichkeiten ließ Herr Etienne ein bescheidenes Vaudeville aufführen, welches, unter dem Titel: die kleinen Kähne, Anspielungen auf die Flotille und das Landungsprojekt enthielt, und welches vor dem Kaiser gespielt wurde. Es läßt sich annehmen, daß das literarische und politische Glück des geistreichen Verfassers des Joconde und der Briefe über Paris sich von diesem Zeitpunkte her schreibt.

Eine beträchtliche Abtheilung der Flotille lag in dem Hafen von Ostende; einmal hatte sich sogar das Contingent der bewaffneten Fahrzeuge Hollands (welches man damals noch die Batavische Republik nannte) sich unserer Seemacht angeschlossen, um an der Landung in England Theil zu nehmen. Diese Schiffe sind zuletzt, nachdem Napoleon erklärt hatte, daß er auf eine Unternehmung Verzicht leiste, an die er, wie viele glaubten, nie ernstlich gedacht haben soll, entwaffnet und abgetakelt worden, und endlich mit vielen andern in dem Hafen verfault. Das holländische Contingent stand unter den Befehlen des holländischen Admirals

Werhuell, welcher, wenn ich mich nicht irre, unter den Mitgliedern unsrer Pairskammer figurirt.

Die merkwürdige Thätigkeit des Kaisers fand in Ostende den reichsten Nahrungsstoff; so oft er ankam, besichtigte er mit der größten Umständlichkeit die Festungswerke und militairischen Etablissements. Er war kaum aus dem Wagen gestiegen, als er auch schon zu Pferde oder auf der See war. Spaßhaft war es, dabei den Marineminister Decres zu sehn, der, beleibt wie er war, ihm doch überall zu Fuß folgen mußte, aber immer weit zurückblieb, und von Schweiß triefend z. B. beim Schleusenkopf*) ankam, gerade wenn der Kaiser sich eben daraus entfernte.

Angesichts der Wälle von Ostende fiel auch der Kampf der Prahmen, „die Stadt Antwerpen und die Stadt Brüssel" vor, in welchem der Schiffslieutenant Dutaillis, der sie befehligte, als Belohnung für sein schönes Benehmen sich den Rang eines Fregatten-Capitains errang. Die beiden Prahmen hielten das Feuer aller großen und kleinen

*) Es ist von einem mit Pfählen gebauten Fort die Rede, welches damals den Eingang des Hafens von Ostende vertheidigte.

Schiffe der englischen Kreuzerflotte mit unerschrockener Hartnäckigkeit aus, und erwiderten dasselbe sogar mit Vortheil. Viele Seeleute und Soldaten wurden an Bord getödtet. Als ein Detaschement des 7. Husaren-Regiments, das auf diesen schwimmenden Batterien (sie trugen 13 Vierundzwanzigpfünder) eingeschifft war, sah, daß es an Kartuschen zur Bedienung der Geschütze fehlte, und der Gedanke an Übergabe ihm nicht in den Sinn kam, gab es den Kanonieren seine rothen Uniformhosen Preis.

Der Anblick, den die beiden Lager gewährten, war wundervoll, und man kam von weit her, sie in Augenschein zu nehmen. Jedes Regiment suchte das anstoßende im Bau der Baraken, in ihrer innern Einrichtung und der Wahl der Verzierung zu übertreffen. Ich kenne Corpschefs und Stabsoffiziere, die sich dabei zu Grunde richteten, oder mindestens tief in Schulden steckten. Die Soldaten, die kein Geld zu verlieren haben, ließen bloß ihren Kunstfleiß aufgehn, und man kann sagen, daß sie verschwenderisch damit umgingen. Man sah überall Obelisken, Statuen, Bassins und Springbrunnen, denn man vergesse nicht, daß jedes Lager auf dem Sande der Dünen aufgeschlagen war.

Die Vereinigung so vieler Offiziere von allen Graden, die fast nichts zu thun hatten, und doch ihren Gehalt und ihre Gratifikationen durchbringen wollten, gab zu vielen thörichten Ausgaben und auch zu manchen Privatunfällen Anlaß. Es fielen Duelle und Selbstmorde vor. Man spielte, in zwei auf dem Exerzierplatz gelegenen Caffeehäusern, welche die allgemeinen Sammelplätze der Land- und Seeoffiziere waren, ein fürchterliches, wahrhaft höllisches Spiel. Man spielte dort Tag und Nacht. Tagesbefehle, gedruckte und mündliche Verbote, Drohungen mit Haft und Degradirung, alles war umsonst: das Pharo und Vingt et un wurde auf dem Boden und selbst in den Kellern dieser beiden Caffeehäusern fortgetrieben. Öffentlich spielte man Imperial oder Bouillote, und da man nicht viel Geld vorzuzeigen wagte, so bediente man sich statt Marken, gewisser abgesprochenen Gegenstände: so bedeutete z. B. eine Flasche Bier oder eine Tasse Caffee 20, 40, selbst 100 Fr. Man zog sich auf diese Art ganz kaltblütig und auf die angenehmste Weise von der Welt bloß aus Müßiggang die Haut vom Leibe.

Die Hoffnung auf leichten Gewinn hatte eine Menge Gauner aus Paris hingezogen, die das ge-

stickte Costüm der Beamten irgend eines Verwaltungszweiges, oder selbst Offiziers-Uniform trugen und sich bedeutende Summen zusammenprellten. Als Napoleon von diesen Geschichten hörte, wollte er ihnen Einhalt thun, aber die Gewohnheit und die Habgier trozten selbst seinem allmächtigen Willen. Man sah sich genöthigt, ein Auge zuzudrücken. Ein kaiserliches Dekret hätte vermuthlich eben so wenig Wirkung gemacht, und die Spieler schwerlich eines Bessern belehrt. Bei der Bildung des Lagers von Brügge (1802 oder 1803) war Napoleon aber noch erster Consul. Als er nach der Kaiserl. Würde strebte, wurde nicht blos die Nation befragt, sondern auch in den Armeekorps wurden Listen in Umlauf gesetzt, in welche jeder Offizier seine Meinung über die Thronbesteigung des Siegers von Italien eintragen sollte. Eine ungeheuere Majorität sprach sich zu seinen Gunsten aus, denn nie muß man in den Reihen der Armee auf einen starken Fonds unabhängiger Meinung rechnen; hielten sich die Armeen dazu berufen, über etwas zu berathen und mitzustimmen, so wäre bald alles aus. Trotzdem nahmen viele enthusiastische Anhänger Moreaus, keinen Anstand, zu protestiren und ihre

entgegengesetzten Aussprüche laut an den Tag zu legen. Das gab zu Descussionen und Spaltungen, selbst zu Streitigkeiten Anlaß, die mit dem Degen in der Faust ausgefochten werden mußten. Mehrere Stabsoffiziere verloren ihre Epaulette, und die Früchte langer und tüchtiger Dienste; einige, vermuthlich die Trotzigsten oder die Unbesonnensten, sollen sogar, wenn man einem damals umgehenden Gerücht glauben darf, aus der Mitte ihrer Corps verschwunden seyn und ihr Leben zwischen vier Mauern beschlossen haben. Ich erwähne dieses Gerüchtes jedoch nur mit großer Behutsamkeit, denn es beruht, so viel ich weiß, auf keiner bestimmten Thatsache.

Eine ziemlich bedeutende Anzahl derer, welche ein Recht zum Protestiren zu haben glaubten, aber es mit Würde und Anstand thaten, fiel nur für eine gewisse Zeit in Ungnade, und wurde hernach mehr oder weniger schnell wieder befördert. Napoleon, der stets das Edle im französischen Charakter zu schätzen wußte, begriff recht gut, daß er bei dem Soldaten keinen Verrath zu fürchten habe, und daß sie in der Stunde der Gefahr allesammt der Stimme der Ehre folgen würden.

Ein schreckliches Ereigniß, welches zu einem Zuge bewunderungswürdiger Aufopferung Anlaß gab, fiel während des Aufenthalts der Franz. Truppen in Ostende vor. Um nämlich zu einem der beiden Lager zu gelangen, die, wie oben berührt worden, in den Dünen lagen, mußte man eine Art von engem Kanal passiren, in dem das Wasser bei voller Fluth zu einer großen Höhe stieg. Zur Überfahrt bediente man sich einer Fähre, deren Größe zu jeder gewöhnlichen Zeit mehr als hinreichend war. Eines Morgens aber kamen starke Detaschemente von der Brodvertheilung zurück, welche in der Stadt vorgenommen worden; die Soldatrn, größtentheils von Branntwein berauscht, stürzten sich unordentlich und unvorsichtig in die Fähre. Die zwei oder drei Matrosen, welche sie lenkten, bemerkten, daß sie auf einer Seite herabdrückte, und riefen dies schnell den Militairs zu; diese drängten sich noch schneller nach der entgegengesetzten Seite; die Fähre schlägt um und sinkt mit allem, was am Bord war, unter. Von ungefähr zwei hundert Soldaten kamen gegen die Hälfte um. Tags darauf bei der Ebbe gab das Meer seine Beute zurück.

Ein Neger, ein sehr gewandter Schwimmer, der

als Musiker bei einem Regimente stand, hatte sich schnell gerettet. Gleich darauf aber stürzte er, ohne die Gefahr zu beachten, der er sich so augenscheinlich aussetzte, sich wieder unter seine Cammeraden, die gegen das Ertrinken ankämpften, und brachte glücklich nach und nach sieben an das Land. Erschöpft wie er war, warf sich der brave junge Mann, ohne auf die Vorstellungen der Andern zu hören, zum achtenmal in das Wasser: aber wenn auch der Muth nicht, die Kräfte hatten ihn verlassen, ein Soldat faßte ihn krampfhaft bei einem Bein und zog den Unglücklichen mit sich in die Tiefe hinab.

Die beiden Rekruten.

***

Jedwede Straße führt nach Rom
Wo nicht, führt sie wo anders hin.

Die Conscription, welche, wie man weiß, niemanden verschonte, ausgenommen die Söhne der Senatoren, die Söhne der Generale, die Söhne der Magistratspersonen, die Söhne der Staatsräthe und Präfekten, die Söhne der Höflinge und Kammerdiener, die Milchbrüder, die Cousins und Bekannten von deren Söhnen, hatte zwei Pariser Kinder getroffen, die zugleich Nachbarn und Schulfreunde, sogar ein wenig verwandt mit einander waren. Es war gegen Ende des Jahres 1805, wo Napoleon seine Feinde nochmals bei Austerlitz niederschmetterte. Die Losung war im Stadthause in Gegenwart des Seinepräfekten und der Gensdarmen vorgenommen worden. Unsere beiden Freunde, Pierre und Al=

fred, hatten die Ungeschicktichkeit begangen, jeder ei-
nes jener Billette zu ziehen, welche keinen Zweifel
mehr über den Ausgang zuließen: sie waren, wie
man damals sagte, der Conscription verfallen. In
diesem Jahre stellten die 12 Arrondissements von
Paris allein 1500 Mann. Es war schon ein arti-
ges Contingent. Aber Napoleon wurde nicht müde,
uns unsere Kinder zu nehmen; seitdem ist man nicht
müde geworden, in unseren Taschen zu wühlen: statt
mit Blut wird mit Gold bezahlt. Die durch das Loos
bestimmten Rekruten sollten, je nach ihren Kräften
und ihrer Größe verschiedenen Regimentern einverleibt
werden; die Vertheilung sollte in der Ave Maria-
Caserne statt finden, in der sich damals nur eini-
ge Compagnien Veteranen befanden.

Eines schönen Morgens also, bald nach der Lo-
sung, waren unsere 1500 Marschälle in Spe auf
acht Uhr einberufen worden. Da sie aber noch nicht
an militairische Pünktlichkeit gewöhnt waren, so
hatten sie sich durchaus nicht beeilt, denn es schlug
zehn Uhr, und man zählte von der ganzen Masse
noch keine 200 Mann. Gegen Mittag endlich ka-
men sie an, wie gewöhnlich von ihren Eltern,
Freunden und Bekannten begleitet. Fünf oder sechs

Beamte vom Rekrutierungsamte, die, mit ungeheuern provisorischen Registern in der Hand auf Tische gestiegen waren, hatten die wunderbare Idee, einen namentlichen Aufruf zu versuchen. Man denke sich fünf bis sechs tausend Personen, die größtentheils in Erwartung der Hauptoperation, zwei bis dreimal gefrühstückt, und bei den Weinwirthen oder in den Kaffeehäusern der benachbarten Straßen lang festgesessen hatten, es war ein Lärmen, daß man kaum eine Batterie Vierundzwanzigpfünder gehört hätte, und wäre das Geschüz zusammen abgeschossen worden. Indessen geht der Aufruf vor sich, aber wenn man Jacques ruft, antwortet Jean.

Nachdem die Beamten, welche durch einige zum Rekrutierungsamt gehörige Unteroffiziere und Korporäle unterstützt, Tausendmal vergebens Stille geboten hatten, da niemand sich nach ihnen kehrte, so sahen sie endlich ein, daß sie eben so leicht den Stein der Weisen finden könnten. Man ließ deshalb eine Compagnie Veteranen holen, welche sich in kleine Pelotons vertheilten, um die Polizei zu handhaben; darauf mußte noch eine zweite, noch eine dritte Compagnie anrücken, aber eine wie die andere, suchte fruchtlos den ihr gebotenen Auf-

trag zu erfüllen. Darauf wurde einer der Offiziere wirklich bös, stieg auf einen Tisch, und ermahnte die jungen Leute mit einem ziemlich drohenden Tone. Diese aber antworteten mit einem Gelächter aus 1500 Kehlen, ungerechnet die ihrer Hülfsgenossen. Darauf drohte er ihnen mit seinem ganzen Zorn und im Nothfalle mit dem eines Generals, den man nahe bei in Reserve hielt. Aber der Jubel, der sich kaum gelegt hatte, fing nun erst recht an, und einige Augenblicke darauf, kam wirklich ein General in voller Uniform an; der Tressenhut saß ihm quer auf dem Kopf, daß die Ecken eine Paralele mit den Schultern bildeten. Man gab ihm den unverständigen Rath, auf einen Tisch zu steigen, der höher als die übrigen war, und von da aus die Widerspenstigen anzureden. Zu seinem Unglück folgte er diesem Rath. Nun muß man wissen, daß damals bei den ewigen Kriegen die Casernen nicht wie jetzt von den vollzähligen Regimentern bewohnt waren; unsere Soldaten hatten ziemlich viel Auswärts zu thun, es war daher kein Wunder, daß in der Ave Maria-Caserne der Boden mit dem schönsten Grase bedeckt war.

Die jungen Leute sahen in einem Augenblick ein,

welchen Nutzen sie aus diesen Stücken Rasen ziehen konnten, die mit großer Geschicklichkeit aus den Spalten im Pflaster herausgeschnitten wurden. In einem Augenblick war der Hof gereinigt. Aber kaum hatte jetzt der General seinen Mund geöffnet, um seine Rede zu beginnen, als ein wohlgenährtes Feuer der trefflich gerichteten Artillerie seiner Beredsamkeit ein Ende machte und ihn auf der Stelle außer Fassung brachte. Der erste Erdkloß brachte seinen Kopfschmuck in Unordnung, der zweite klebte ihm das rechte Auge zu, der dritte traf ihn am untersten Theil des Unterleibes, bis der alte Krieger (denn er hatte schon ganz weiße Haare, die diesem undisciplinirten Haufen nicht die mindeste Achtung einflößten) endlich einsah, daß er, im Interesse seiner eigenen Würde, nichts klügerer thun könnte, als sich schleunig zurückzuziehen.

Er stieg also von seinem Tische herab, ahmte aber die Parther nach, welche noch im Fliehen ihre Bogen abschießen; denn als er die nächste Wache erreichte, gab er den Veteranen Befehl, die Bajonette zu fällen, und den Hof zu räumen. Später ist er nicht mehr zum Vorschein gekommen; vermuthlich hat er dem Gouverneur von Paris (da-

mals der Divisions-General Hulin) über den glücklichen Erfolg seiner Friedensstiftung Bericht abgestattet.

Acht Tage später erhielten die 1500 Artilleristen aus dem Stegreif, die recht gut wußten, daß die Militair-Behörde, so strenge sie auch damals war, ihnen doch weiter nichts thun könne, als sie nach den Regimentern abzuschicken, in denen sie als gemeine Soldaten dienen sollten, und die überdies auf keine Munition mehr rechnen konnten, da die im Hofe vollständig verbraucht worden war, — den kathegorischen Befehl, sich zum zweiten Mal Morgens sechs Uhr mit Sack und Pack in der Caserne einzustellen. Diesmal hieß es im Befehl, die Mannschaft solle die Hauptstadt verlassen und nach den ihnen anzuweisenden Regimentern abmarschiren; wer beim namentlichen Aufruf fehle, werde von Brigade zu Brigade geführt werden, überdies die Familie sich der Unannehmlichkeit einer Exekution aussetzen.

Niemand fehlte. Unsere beiden jungen Freunden, Pierre und Alfred, waren bei der Affaire mit den Rasenwürfen zugegen gewesen, hatten aber eine Rolle dabei gespielt, die sie beide karakterisirte.

Der ausgelassene schwatzhafte Alfred, der größte Witz- und Possenreißer, der alles für das Vergnügen geopfert hätte, ein Wortspiel einzuflicken oder jemand zum Lachen zu bringen, hatte sich unter den Widerspenstigsten ausgezeichnet und rühmte sich seiner Heldenthaten. Der ruhige und gesetzte Pierre, der gesunden Verstand hatte, aber keinen Anspruch auf Geist machte, und vor allem Gehorsam und Ordnung liebte, hatte sich durchaus neutral gehalten und aus einem Winkel dem Lärm und dem Werfen zugesehen. Aus dem Benehmen bei diesem einzigen Vorfall, ließ sich fast auf die ganze künftige Laufbahn der beiden Leute schließen.

Der Zufall bestimmte sie beide für das 9. Linien-Regiment, welches damals in Verona stand *). Sie hatten 400 Stunden zu marschiren, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichen konnten; und die Etappen von Burgund, wo man durch mußte, um sich über Lyon und Chambery nach Turin zu begeben,

*) Dies beinah ganz aus jungen Parisern bestehende Regiment hatte in seinen Reihen eine Schauspielergesellschaft, die überall, wo sich das Corps fand, Vorstellungen gab. Es hatte einen Wagen bei sich, auf dem zu lesen war: Theater-Gepäck.

sind mörderlich lang. Der Anfang war daher eben nicht angenehm.

Jeder Rekrut sollte sein Tornister haben; Alfred aber fand es unbequem, und mehr noch lächerlich, das seinige selbst zu tragen, und hatte sich daher bei einem Corporal der Eskorte durch ein Frühstück, welches er vorausbezahlt, und ein Mittagbrod, welches er nachträglich versprochen hatte, die Erlaubniß ausgewirkt, seinen Ranzen auf einen Packwagen des Detaschements werfen zu dürfen. Pierre dagegen fühlte, daß er sich an jede Mühseligkeit gewöhnen müßte, und trug außer seinem Tornister auf dem Rücken noch einen Beutel mit Allem, was er auf dem Wege brauchen konnte.

Pierre lebte unterwegs so ökonomisch wie möglich, versagte sich jedoch nur das Überflüssige. Alfred ging überall in die besten Wirthshäuser, speiste an Table d'hote, besuchte alle Kaffeehäuser, spielte, statt sich in seinem Quartiere auszuruhen, bis Mitternacht Billard und konnte den andern Tag sich kaum auf den Beinen halten. Auf diese Art wurde der ganze Weg zurückgelegt, Pierre härtete sich ab, Alfred wurde mager und schwach, und konnte

zuletzt nicht mehr zwei Stunden gehen, ohne Blasen zu bekommen.

In Lyon trennten sich die beiden Freunde, Alfred mußte in das Spital gebracht werden, Pierre setzte seinen Weg fort, nachdem er seinem Freunde einen Theil seines Ersparten zurückgelassen hatte. Er war schon ein tüchtiger Fußgänger geworden, und hatte sich ziemlich in seine Leiden geschickt. In Turin, wo die Conscribirten einige Tage blieben, um sich etwas zu erholen, stieß auch Alfred mit einem Spitalfieber, das ihn langsam verzehrte, wieder zum Detaschement. Eines Tages trafen sie in Verona in guter Ordnung und vollzählich ein. Pierre war vorn an, und frisch und gesund; Alfred kam krank auf einem Wagen nach.

Kaum waren sie ihren Compagnien zugetheilt, als auch das Exerzieren anging; da man sich beeilen mußte, die Rekruten in Soldaten zu verwandeln, so mußten diese täglich wenigstens sechs Stunden damit zubringen, um Kopf links, Kopf rechts zu machen. Als man ihnen eine Flinte gegeben hatte, so nahm sich Alfred, den dies langweilte, einen besonderen Lehrmeister, dem er schweres Geld und zu trinken obenein geben mußte. Pierre, der

voller guten Willen war, machte sich unter den übrigen Rekruten bald seinen Chefs bemerklich. Nach Verlauf eines Monates wußte er vollkommen, was man ihn hatte lehren wollen. Alfred hatte nicht viel mehr gelernt, als täglich zehn Gläser Brantwein zu trinken. Pierre wurde Corporal. Alfred hätte es unter seiner Würde gehalten, einen solchen Grad anzunehmen; er arbeitete bei dem Quartiermeister und that keinen Wachtdienst. Es wurden Detaschemente ausgehoben, welche zu den Feldbataillonen stoßen sollten, die weiter vor in der Nähe des Feindes standen. Pierre gehörte dazu. Alfred mußte im Depot bleiben, weil er bei einer Lustpartie sich eine unangenehme Krankheit zugezogen hatte.

Zwei Jahre später war Pierre Sergeant-Major in einer Eliten-Compagnie und hatte sich bereits mehrmals ausgezeichnet. Alfred, der schöne Talente besaß, und alles hätte erreichen können und sollen, war Secretair bei dem Major des Regiments. Bald darauf wurde Pierre Offizier. Alfred, der endlich einsah, daß man, um vorwärts zu kommen, das Büreausitzen aufgeben müsse, war Sergeant und Adjutant, aber beim Depot des Corps geworden; eines Tages wurde er in Folge eines liederlichen

Gelages cassirt, worauf er sich zu einem Inspections-Offizier flüchtete, bei dem er als Schreiber diente. Vier Jahre später war Pierre Capitain, und auf dem Schlachtfelde mit dem Ehrenkreuz geschmückt worden. Alfred hatte wegen Kränklichkeit seinen definitiven Abschied erhalten. Die Spital-Administration, die ihm Talent für die Geschäfte zuschrieb, hatte ihm eine Anstellung gegeben, aber sein schlechtes Benehmen verhinderte jede Beförderung.

Im Jahre 1815 hatte ich, bei der Rückkehr von Waterloo, Gelegenheit beide zu sehen. Pierre war Bataillonschef und Offizier der Ehrenlegion; Alfred arbeitete auf der Commandantur von Paris, wo er vierzig Franken verdiente, und als Corporal bei einem Regiment der Garnison rangirte.

Mlada die Morlachin.

***

Läßt Gott das Fischchen leben,
Wirds einen Fisch bald geben.

Wenn man einen aufmerksamen Blick auf die Charte von Europa wirft, und dem Adriatischen Meer hinauf nach Triest folgt, wird man da, wo Dalmatien anfängt, den Inseln Brazza, Lesina und Curzola gegenüber — pitoresken Gegenden, mit welchen die französischen Truppen von 1806 bis 1814 sich vertraut machten — einen kleinen Hafen, Almissa genannt, bemerken, an welchem drei oder vier Dutzend Häuser mit einigen hundert Einwohnern liegen, welche sich entweder von der Fischerei oder von Wein- und Olivenbau ernähren. Zur Zeit, wo dieser beinah unbekannte Fleck unserer Erde, zugleich mit einer ziemlich artigen Anzahl von Hauptstädten, von unsern Soldaten besetzt war, wurde von ei-

nem Regimente der sogenannten Armee von Dalmatien, welches nach allen gefährlichen Punkten dieser Küste vertheilt war, ein Detaschement auch nach Almissa abgeschickt. Da dieser entlegene Posten, dieses Exil, denn es war in der That der wildeste und traurigste Ort von ganz Dalmatien, (das keinesweges Mangel an wilden und traurigen Orten hat) durchaus keine Hülfsquelle darbot, so ließ man jedes Detaschement, welches dorthin mußte, nur einen Monat lang dort. Der Dienst war mehr langweilig als beschwerlich; hatten die Militairs, welche dort vegetirten, einmal ihre Wache bezogen, ihre bescheidene Mahlzeit eingenommen, die selbst für Soldaten noch bescheiden war, so wußten sie in der That nicht, welchem Teufel sie sich ergeben sollten. Die Langeweile verzehrte sie, rieb sie auf, brachte sie um. Was sollten sie anfangen? Fünfzig Schritte von den Häusern fingen die Felsen an. Mit wem sollten sie sprechen? Die Einwohner verstanden nicht einmal das Italienische der Venetianer, das man doch beinah an der ganzen Küste, nebst der illyrischen Sprache, redet. Überdieß gibt es nichts zurückhaltenderes, als einen Dalmatier, und man weiß, daß nur schwer sich ein ver-

trauliches Verhältniß zwischen Occupations-Truppen und den Eingebornen anspinnt, welche sie doch beschützen sollten.

Einmal wöchentlich, ich glaube des Sonnabends, kamen einige Morlachen, Männer, Frauen und Kinder, eine Last Holz auf den Rücken, von ihren Bergen herab, und verhandelten diese, dort seltene Waare, so hoch als möglich, und immer mit der Absicht, die Käufer zu betrügen. So lange diese Art von Handel dauerte, bei welchem auch einige Dutzend Eier verkauft wurden, welche die Morlachischen Weiber so zu sagen ausbrüten, denn sie halten sie geheimnißvoll zwischen dem Hemde und dem Körper versteckt, mischte sich die Garnison, für welches der geringste Vorfall eine Zerstreuung war, unter das Volk und suchte durch Zeichen auf einige Augenblicke eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Unter den Frauen, welche diesen Markt mit ihrem Vorrath versahen, und welche alle zusammen ihre Ehre darin zu setzen schienen, mit einander an Häßlichkeit und Unreinlichkeit zu wetteifern, hatte ein junger, sehr muntrer Sergeant ein Mädchen bemerkt, das noch keine vierzehn Jahre alt war und dessen Züge, obgleich sie unter einer dicken

Lage von Schmutz verborgen waren, (ich bitte um Entschuldigung wegen Angabe dieser Details) in der That ausnehmend zart waren und einer Fürstin Ehre gemacht hätten. Sie war nicht sehr groß, aber sehr gut gebaut; ihr Bein, das immer nackt war, und das man bis zum Knie sah, schien sehr gut geformt; ihre Augen, die noch nicht den Ausdruck roher Wildheit hatten, welcher den Blick der Frauen dieser entarteten Nation charakterisirt, waren groß, lebhaft, schwarz; kurz, es war eine hübsche, allerliebste Brünette. Der Unteroffizier hatte aber nicht allein an dem pikanten jungen Mädchen Geschmack gefunden; das ganze Detaschement sprach oft von ihm, und bezeichnete es immer mit dem Namen der Morlachin. Sein wahrer Name, oder wenigstens der, welchen es bei den Seinigen führte, war Mlada, was auf Illyrisch junges Mädchen bedeutet.

Mlada hatte in ihrem pappenen Diadem, das mit Rauschgold überzogen und mit drei Reihen kleiner Knöpfe oder Silbermünzen verziert war, die durchlöchert und mit einem Drathfaden festgemacht waren, das drolligste Aussehn von der Welt. Zum Unglück war ihr, wie ihren Gefährtinnen, das Waschen etwas ganz Unbekanntes; doch muß zu

ihrem Lobe hinzugefügt werden, daß es ihr nicht einfiel, man könne sie hübsch finden, da die Art von Schönheit, welche uns Franzosen verführt, in der ganzen Ausdehnung der Morlachischen Berge keinen Blick auf sich gezogen hätte. Ihre jugendlichen Reize stachen gewaltig gegen die ihrer Gefährtinnen ab, Reize, die durchaus verkannt blieben und fast beständig von einem Paar schmutziger über der Brust gekreuzten Hände festgehalten wurden, wenn sich nicht gerade ein kleines hungriges morlachisches Ungeheuer vor aller Welt in ihren Besitz setzte.

Mlada war jedoch kokett, nur auf ihre Art; ihr gelüstete nämlich ganz besonders nach kleinen Silbermünzen, aber alles in Ehren und ohne etwas Arges dabei zu denken; Mlada sehnte sich nur danach, um sich damit zu schmücken, um sie nach der Landessitte, an ihren Kopfputz zu befestigen, und die ziemlich bedeutende Anzahl derer, welche sie bereits daran angebracht hatte, noch zu vermehren. Der eifrige Bewunderer Mladas hatte diese entschiedene Neigung des jungen Mädchens zum Münzwesen bald bemerkt, und daher nichts eiliger zu thun, als an jedem Markttage seine Löh-

nung in solchen Kopfzierrath zu verwandeln, in welchen er zum Voraus Löcher hineingeschlagen hatte, vermuthlich damit die schüchterne, unschuldige Morlachin, die Natur der Gabe und die reinen Absichten des Gebers nicht mißdeute. Mlada nahm zwar an, that dies aber mit einer Art trotziger, kalter Dankbarkeit, welche den Sergeanten um keinen Fuß weiter brachte, so daß er nach gerade den Muth verlor, und in seinem Liebeskummer zuletzt auf die Geschenke, welche sich bereits auf mehrere Dutzend beliefen, einen bekümmerten Blick fallen ließ, welcher der Grausamen zu sagen schien: soll ich denn immer säen und nie ärndten? Die Liebe ist freilich die uneigennützigste unter allen Göttinnen des alten Olymps.

Das geringste, etwas freie Händespiel, welches sich der eifrige Sergeant erlaubte, dem ohnehin jede andere Art von Unterredung versagt war, wurde von Mlada auf der Stelle von ein Paar Faustschlägen erwiedert, die um so stärker ausfielen, je mehr Zeugen da waren. Das Naturkind begriff recht gut, daß man sich etwas könne schenken lassen, aber nicht daß man es vergelten müsse. Umsonst hatte der Nachsteller einige Mal sie bei Sei-

te, in den verschwiegensten Winkel des Kellers zu ziehn gesucht, in dem man in diesem Lande Wein und Panocchie *) verkauft; alle seine verliebten Unternehmungen brachten ihm nichts als Scheltworte oder Schläge ein. Endlich, (denn alles hienieden hat ein Ende, selbst die Grausamkeit einer Wilden) endlich also willigte die spröde Mlada ein, sich mit einem großen Glase rothen Wein und gegen drei Viertel eines mit Knoblauch eingeriebenen Komißbrodes traktiren zu lassen. Die Mahlzeit war allerdings etwas gewöhnlich, aber der verliebteste Sergeant, wie das hübscheste Mädchen kann am Ende nicht mehr bieten, als was jeder hat. Einige Tage darauf machte der seufzende Ritter eine Entdeckung. Mlada war ihre eigene Herrin; sie hatte keine Verwandten, niemand, unter dessen Aufsicht sie stand. Er verdoppelte daher seine Zuvorkommenheit, seine zarten Schmeicheleien und verkaufte selbst einige Wäsche und Kleidungsstücke, um sich kleine Münzen dafür anzuschaffen. Mlada wurde gerührt; bald darauf nachgiebiger, und hatte endlich ihrem Verführer nichts mehr abzuschlagen, nicht einmal

*) Brod, welches fast ohne Saurteig aus sehr weißem Mehle gebacken wird.

die lang umsonst erflehte Gunst, sich die Hände und das Gesicht zu waschen. Sie gehörte nun dem Sergeanten, sie wurde sein Eigenthum, und er übertrug ihr öffentlich die Sorge für seine Wirthschaft.

Von diesem Tage an datirt das ausgezeichnete Glück Mladas. Der Sergeant hatte eines Tages die Idee, daß es doch gar zu lächerlich wäre, wenn ein Vertheidiger des Staates aus der Ration, welche die Regierung für einen Einzigen anweist, zwei Theile machen soll. Der Appetit kämpfte mit der Liebe, und da diese sich nicht täglich so pünktlich meldete, wie ihr Nebenbuhler, so unterlag sie gänzlich. Mlada hatte ihre besondere Gedanken. Der Unterlieutenant der Compagnie, ein junger Mensch, der ganz frisch aus der Militairschule angekommen war, hatte durch den Ruf von den erstaunlichen Fortschritten gehört, welche die Morlachin in der französischen Sprache gemacht habe, und hatte nun den sehr menschenfreundlichen Wunsch, die Erziehung auszuführen; er forderte den Sergeanten auf, sie ihm zu überlassen, damit er sie in den Studien unsrer Sprachen etwas weiter bringen könne. Der Sergeant willigte ein, und erhielt von seinem Vorgesetzten dafür ein recht hübsches Jagdge=

wehr. So verständigt man sich. Diese Veränderung gefiel Mlada, die ehrgeizig geworden, und jetzt um einen Grad vorgerückt war.

Bald darauf wurde das Detaschement nach Macarsca, einem benachbarten Hafen, wo sich der Regimentsstab befand, zurückberufen. Mlada machte, obschon krank, diese Reise mit; ihr Lehrer hatte in seinem zu großen Eifer für die Studien, ihre beiderseitige Gesundheit zu sehr außer Acht gelassen. Dieser üble Umstand nöthigte ihn, Mlada den Händen des Stabs-Chirurgen anzuvertrauen. Dieser übergab sie, nachdem er sie aus dem Grund hergestellt hatte, dem Obersten, den das halb dalmatische, halb französische Kauderwelsch der Kleinen wohl vierzehn Tage lang unterhielt.

Mlada, deren nun ein ausgezeichnetes Loos wartete, hatte an Grazie, an Schönheit, sogar an Talenten zugenommen; sie wußte bereits eine Menge Dinge, die ihr lange fremd geblieben waren. Ein Magazin-Direktor, der sie mehrmals bei dem Obersten gesehen hatte, glaubte Fähigkeiten für die Militair-Verwaltung in ihr entdeckt zu haben; er bat sie sich vom Obersten aus, und erhielt sie. Der Director führte Mlada nach Ragusa, wohin ihn

seine Geschäfte riefen. Dort kleidete sich Mlada als Dame und benahm sich darin, als ob sie nie anders gegangen wäre. Die Zeit der kleinen Geldmünzen war vorüber.

General Lauriston, der vor einigen Jahren zu Paris im Rufe der Heiligkeit bei einer Tänzerin gestorben ist, und damals die französische Streitmacht in Dalmatien befehligte, lag in Ragusa, wo er sich hatte von den Russen blockiren lassen; er hörte von der Morlachin reden, und wollte sie sehen. Nach einem Besuch, den ihm der Director gemacht hatte, erhielt der letztere einen Befehl, welcher ihn als Proviant-Inspector nach Castelnova schickte. Der Reis- Brod- Salz-Mann reiste ab, nachdem man ihm mehrmals bemerklich gemacht hatte, daß es besser wäre, wenn Mlada ihm nicht folgte.

Mlada erhielt ein sehr schönes Quartier auf der Piazza del Governo, nicht weit von der Wohnung des Oberbefehlshabers. Jeden Abend war bei ihr Gesellschaft und Spiel. Das Leben dauerte bis der General vom Kaiser, der eine Vorliebe für ihn, wie leider für einige andere hatte, abberufen wurde. Mlada reiste mit der Suite nach, vergaß aber, allen, die vor dem General ihr Vertrauen genossen

hatten, Lebewohl zu sagen. Die Strapazen der Reise machten sie in Triest krank. Der General erinnerte sich vermuthlich, daß er verheirathet sei, und ließ sie dort. Sie wurde ziemlich schnell hergestellt, und ging auf den Rath eines Signor Marquese, ohne Marquisat, dessen Bekanntschaft sie eines Abends im Theater in größter Geschwindigkeit gemacht hatte, nach Mailand, wo sie sich ein prächtiges Haus einrichtete.

Einige Jahre verstrichen so in Verschwendungen und Vergnügungen der höheren Gesellschaft; Mlada ruinirte während der Zeit fünf bis sechs Grafen, ebensoviel Prinzen, und einige vornehme Geistliche. Mehr nicht. Eines Abends bemerkte sie, als sie auf ihrem Balkon frische Luft schöpfte, einen Offizier von ziemlich gutem Äußeren, der sie mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Das war aber nichts auffallendes, ihre Schönheit, die wirklich hinreißend geworden war, hatte oft das Staunen der Vorübergehenden erregt. Aber der Offizier grüßte mit vieler Höflichkeit und hörte dabei nicht auf, sie anzustaunen. Mlada erwiderte die Grüße und schickte nach der Italienischen Sitte, die ziemlich große Freiheit erlaubt, einen ihrer La-

kaien ab, der den Offizier bitten sollte, sich in ihr Hotel zu bemühen.

Das Boudoir Mladas wurde der Schauplatz einer höchst pathetischen Erkennungsscene; sie sah ihren ersten Freund, ihren Beschützer, den Sergeanten wieder, der sie aus dem Schmutze gezogen hatte, und der seitdem Offizier geworden war. Denselben Abend erwies Mlada, die man damals Signora Contessa nannte, dem Offizier die Ehre, ihn dem Vicekönig vorzustellen, der sie öfters besuchte, und legte dem trefflichen Eugen dessen Beförderung ans Herz. Der Prinz konnte nicht umhin, dem Wunsche Genüge zu leisten; überdies empfahl sich der Offizier von selbst. Er ließ ihn in seine Garde eintreten und ernannte ihn bald darauf zum Capitain. Im Jahr 1812 fiel er als Oberst in dem Treffen von Valentino, diesseits Smolensk. Ein Jahr später reiste Mlada, die sich bei Gott weiß welcher politischen Intrigue compromittirt hatte, nach Paris und richtete sich dort ein. Während der Ereignisse von 1814 kannte man sie im Faubourg St. Germain, wo sie, unter dem Namen einer Gräfin von A..., ein treffliches Hotel bewohnte. Sie spielte

damals eine große, sehr achtbare Dame; ihr Royalismus ging bis zur Wuth; sie wurde damals in dem adligen Stadtviertel als Muster aufgestellt.

Im Jahr 1815 emigrirte sie mit der Legitimität, deren festeste Stütze sie geworden war, und kam mit ihr von Gent zurück. Zu dieser Zeit wurde sie bei Hofe vorgestellt. Ihrer Anhänglichkeit an die gute Sache kam nichts gleich als ihre Frömmigkeit. Doch zwangen sie einige ernstliche Händel, die sie zur Zeit des Ministeriums Decazes mit der Polizei hatte, noch einmal von der Bühne abzutreten.

Im Jahre 1823 oder 1824 bewohnte Mlada, wieder unter einem andern Namen, ein Appartement in der Abbaye-aux-Bois, wo sie jeden Mittwoch eine kleine Gesellschaft um sich versammelte. Nach der Julirevolution ging sie nach England und von da nach Schottland. Jetzt lebt sie in der Nähe von Holyrood, und nimmt dort die Besuche eines Bewohners dieses Verbannungsortes an. Mlada die Morlachin hat einen entschiedenen Hang für die

Legitimität und das ist erklärlich. Die alte Liebe zu dem geprägten Gelde lebt noch in ihr, nur liegt ihr nichts mehr daran, ob die Münzen durchlöchert sind.

Ein Bivuak.

***

Der Ruhm hat seine Kehrseite.

Der glänzende Feldzug von 1804 gegen Östreich hatte begonnen, und die Armee von Dalmatien, welche höchstens 12000 Mann stark war, aber aus trefflichen, erprobten Truppen bestand, Befehl erhalten, durch Croatien, Krain, Kärnthen und Steiermark zur großen Armee zu stoßen *). Der Feind erwartete uns mit aller seiner Macht, die uns auf diesem Punkte zehnmal überlegen war, an der kroatischen Gränze, nicht weit vom Fort Krimm, um, was er auch zu seinem eigenen Schaden einige Tage später ausführte, uns in der Ebene von Gospich ein Treffen anzubieten. Wir hatten die einzige Passage zu forciren,

*) Diese Vereinigung hatte am 5. Juli, den Tag vor der Schlacht bei Wagram auf der Insel Lobau Statt.

durch welche wir aus Dalmatien, wo unsre kleine zu Wasser und zu Land blockirte Armee, nach der Bemerkung der Östreicher in einer Mausefalle steckte, herauskommen konnte. Der deutsche General, ein unbekannter Croat, mit einem ellenlangen Namen, der auf „wich" ausging, hatte, um unnützes Blutvergießen, wie er sagte, zu sparen, den Marschall Marmont, der en Chef befehligte, aufgefordert, sich zu ergeben, und ohne Umstände die Waffen zu strecken, wie er das vermuthlich in ähnlichen Umständen auch gethan hätte.

Der Marschall Marmont,

der jetzt ... doch damals war er tugendhaft, —

beauftragte uns, dem Manne eine französische Antwort zu ertheilen, mit Flintenschüssen nämlich, denn Kanonen hatten wir eben nicht. Das Treffen begann; zwei Stunden darauf, nach der Aufforderung nämlich, defilirte unsere Armee in der That vor dem General mit „wich" vorüber; nur spielte er eine andere Rolle dabei, denn man hatte ihn nebst seinem Stabe und Gott weiß wie vielen Soldaten gefangen genommen; das waren noch gute Zeiten; damals wußte man, wie hoch eine Drohung der fremden Mächte im Preise stand!

Den 30. April Abends, eine Stunde vor Anbruch der Nacht, welche der ebenberührten Expedition vorangegangen, hatte ein Bataillon vom 5. Linien-Regiment auf einer unbebauten hochgelegenen Fläche Posten gefaßt, welche eine tiefe Schlucht beherrschte, über die eine von den Österreichern vertheidigte Brücke führte, welche man im Verlauf der Tage vergeblich ihnen zu entreißen gesucht hatte. Ich weiß es nicht, ob der Angriff nur zum Schein ausgeführt wurde, oder ob die Österreicher wirklich gut Stand hielten, kurz, der Versuch lief unglücklich aus. Eine ganze Voltigeur-Compagnie vom 81. Regiment war geopfert worden, und auf dem Platz geblieben. Von der Höhe konnte man die Leichen unserer tapferen Waffengefährten zählen.

Von unserer Stellung aus konnte man deutlich die Österreicher an der Schlucht, jenseits der Brücke, welche sie von uns trennte, miteinander reden hören. Wegen der großen Nähe des Feindes war Befehl gegeben, kein Bivuakfeuer anzuzünden, still zu sein, auf allen Posten die größte Wachsamkeit zu beobachten, in Reih und Glied zu bleiben, nur den Tornister abzulegen, sich darauf zu setzen und die Flinte, mit dem Bajonet darauf, zwischen den Bei-

nen zu halten. Da die Armee den andern Morgen diese Position umgehen sollte, so konnte man höchstens nur zwölf Stunden hier bleiben.

Im April sind die Abende, besonders die Nächte noch frisch, selbst ein wenig kalt. Man stellte so viele Posten auf, daß sie sich beinahe berührten, und gedachte nun, ohne gegen die Vorschrift zu verstoßen, ein wenig auszuruhen. Alle, Offiziere und Soldaten blieben in Reihe und Glied. Indeß war doch, Kraft jener erfinderischen Thätigkeit, jenes Strebens nach Behaglichkeit, welches die französischen Soldaten karakterisirt, noch keine halbe Stunde vergangen, als schon eine Menge winziger, unschuldiger Feuer hinter der Fronte zwischen dem dritten und letzten Gliede brannten. Man verging sich damit nicht sehr gegen das Verbot, denn man bemühte sich sorgfältig, das Feuer nicht flackern, und es nicht aus seinem Incognito heraustreten zu lassen. Auch dachte wirklich kein Offizier daran, etwas dagegen zu sagen, da jeder sich wohl dabei befand, und ein kleiner Platz, selbst bei einem kleinen Feuer im Bivuak gar nicht zu verachten ist. Was das Abendbrod betrifft, so hatte man zum Glück Brod im

Sack; man aß es; aber weiter hatte man nichts, durchaus nichts.

So verging eine Stunde; da fingen auf einmal dicke Wolken, die schon den ganzen Tag gedroht hatten, sich aufzuthun, anfangs feinen, noch erträgchen Regen, dann schwerere Tropfen und endlich Ströme auf uns herabzuschütten. In einer viertel Stunde waren alle Feuer erloschen. Wenige Augengenblicke darnach war schon keine Spur mehr von ihnen übrig. Es donnerte und blitzte. Man schloß daraus, daß es nur ein Gewitterregen wäre, der nicht lange anhalten würde. Eitle Hoffnung! Die Schleusen des Himmels hatten sich geöffnet; und zuletzt saßen wir bis an die Knie im Wasser. Man mußte die Schultern einziehen und sich fügen. So lange diese Nacht, diese unselige jammervolle Nacht, die gar kein Ende nehmen zu wollen schien, dauerte, hörte auch der Regen nicht auf, uns mit unabläßiger Wuth einzuweichen. Es war so finster, daß man seinen Nebenmann nicht sah.

Von Zeit zu Zeit hörte man das Qui vive! unserer Schildwachen, die abgelößt wurden, oder das Werda! der Östreichischen Posten. Außerdem ver-

nahm man noch zuweilen einige energische Flüche, aber das war Alles.

Mehrere unserer Patrouillen verloren Leute, welche sich verirrten, in die Schlucht stürzten, und deren Fall den Feind munter machte, der sogleich zu den Waffen griff, einige Schüsse abfeuerte und sich angegriffen glaubte.

Der Regen ließ keinen Augenblick nach. Das ganze Bataillon saß mit den Zähnen klappernd in einem Fußbade und wurde von oben bis auf die Knochen durchnäßt. Was war die Nacht lang! Am Morgen traf eine Ordonnanz vom Hauptquartier ein, und brachte den Befehl, man sollte Mannschaft nach dem General-Stab schicken, um dort eine Ration Branntwein für jeden Soldaten zu holen. Die Ordonnanz wurde gesegnet. Sie war unser Messias!

Nur wer eine ähnliche Nacht erlebt hat, wird den Werth eines Glases gewöhnlichen Brantweins ganz würdigen können.

Ein Treffen.

***

Feldzug von 1809.

Ich habe oben bereits erwähnt, daß uns der Feind mit Übermacht in der Ebene von Gospich erwartete; er nahm unsern Besuch an, hatte aber nicht Ursache, sich bei uns zu bedanken. Nach einer Reihe von partiellen Gefechten, in denen unsere kleine Armee ihn überall vor sich hertrieb, kam man an einem engen Defilé, wahren Thermopylen, an, das man durchaus passiren mußte, und wo wir immer nur einer hinter dem andern durchzogen, um nach der Stelle zu gelangen, wo man uns mit einem Rendezvous beehrt hatte.

Man muß sich vor allem die ziemlich gewagte Lage versinnlichen, in der wir uns befanden. Wir hatten den Feind vor uns, hinter uns, und auf

den beiden Seiten. Außerdem war die ganze Bevölkerung des Landes, durch das wir marschirten, (Croatien) mit Geschick gegen uns aufgewiegelt worden.*) Als wir Dalmatien verließen, um etwas später wieder dahin zurückzukehren, konnte jeder Soldat unserer pitoresken Armee, wie der Philosoph Bias von sich sagen: Omnia mecum porto. Denn in der That trug er auf seinem Rücken, außer seinem Waffenzeuge, seinen Equipierungsstücken, noch für elf Tage Lebensmittel, als: Brod, Zwieback und Reis, und acht Pakete Patronen. Auch meinten die

*) Die sogenannte Croatische Militair-Gränze ist nicht in Distrikte, Arondissements und Communen, sondern in Regimenter, Bataillone und Compagnien eingetheilt. Männer, Greise, Kinder, alles gehört zur Fahne. Man wird als Soldat geboren. Die sechs Regimenter haben sammt dem Gebiet, welches sie bebauen und vertheidigen sollen, zu Frankreich gehört. In die Listen, welche zu gewissen Zeiten von ihnen aufgenommen wurden, wird alles vom Obersten bis auf das Rindvieh und das Geflügel aufgenommen. Die französischen Generale Joly, Tromelin und Serrant haben jeder eines dieser Regimenter commandirt, die Napoleon nicht jedem anvertraut hätte, und die 1814 wieder unter die Herrschaft Österreichs gekommen sind. 1812 hob man daselbst Feldbataillone aus, welche, zum Theil von französischen Offizieren angeführt, sich in den Gefechten des vierten Armeecorps hervorthaten.

Spaßmacher, der Wind würde sie schwerlich wegwehen. Eine natürliche Folge unserer Lage war noch, daß wir in unserer Mitte die Verwundeten der früheren Gefechte mit fortschleppen mußten.

Es läßt sich nichts schöneres, nichts einfacheres; nichts erhabeneres denken, als der Anblick, welchen damals diese kleine, aber tapfere Armee von Dalmatien darbot. Man muß sie gesehen haben, wie sie in der herrlichsten Ordnung, ohne einen Nachzügler in die Ebene von Gospich hinabstieg. Sie war in zwei Divisionen getheilt, welche die Generale Montrichard und Clausel *) befehligten. In das Centrum hatte man die Ambulanzen, die Verwundeten, welche von Leuten getragen werden mußten, und die verschiedenen Beamten geschafft. An der Spitze befand sich Marmont, nebst seinem glänzen-

*) Die vielen Fehler, welche der erstere während dieser glorreichen Expedition machte, erregten mit Recht den Unwillen des Kaisers, welcher ihm noch an demselben Tage, wo die Vereinigung mit der großen Armee Statt fand, sein Commando nahm. An Montrichards Stelle kam der tapfere Claparede, der sich eben durch eine glänzende Waffenthat ausgezeichnet hatte. General Clausel war der Abgott seiner Soldaten. Ein schöneres Lob gibt es nicht. Man weiß, was dieser hochverdiente Offizier zu leisten vermag.

den General=Stabe, und einem Gefolge von rother mit Silber besetzter Dienerschaft.

Kaum hatten wir das Defilé hinter uns, als auch die Anordnungen zum Gefecht getroffen wurden; die Ambulanzen, die Beamten wurden nach der Arrieregarde geschickt, wo sie freilich auch nicht außer Gefahr waren. Mehrere Kriegscommissaire wurden getödtet und verwundet; einige verwundete Soldaten empfingen den Tod auf ihrem Schmerzenslager.

Die Ebene bedeckte sich mit unzähligen Tirailleurs, welche das Gefecht begannen. Unsere ganze Kavallerie bestand aus zwei Schwadronen vom 19ten und 24ten Jägerregiment, welche sich auf unseren Flanken entwickelten. Unsere Artillerie beschränkte sich auf zwei kleine Feldgeschütze, welche von Maulthieren getragen wurden. Auf dem rechten Flügel schlug sich das 5te, 79te und 81te Linien Regiment und das 18te Regiment leichter Infanterie. Das erste dieser drei Regimenter bemächtigte sich gleich Anfangs im Sturmschritt, trotz dem mörderischen Feuer einer gut bedienten Artillerie, einer wichtigen Anhöhe, welche die Ebene beherrschte.

Während deß sollte das tapfere 8te Linien=Regiment von der Division Clausel den Feind aus

seiner Stellung auf dem Abhang eines waldigen Berges vertreiben, wo er sich mit Hartnäckigkeit bis zur sinkenden Nacht hielt. Dort geschahen Wunder der Tapferkeit. Bald aber wurde der Kampf allgemein, und die ganze Ebene schien in Feuer zu stehen.

Alle Positionen wurden hintereinander genommen. Der Sieg wurde ziemlich theuer erkauft; doch muß der Verlust des Feindes ungeheuer gewesen sein. Damit tröstete man sich. Aber er konnte seine Lücken ergänzen, bei uns war jeder Verlust unersetzlich. Eine Stunde nach Sonnenuntergang hatte das Feuer von beiden Seiten aufgehört. Die Armee bivuakirte auf dem Schlachtfelde. Um dem Feinde unsere geringe Anzahl und die Größe unseres Verlustes zu verbergen, erhielten wir Befehl, ein ungeheures Quarree von einem Glied zu machen, in welchem jeder Soldat ein Feuer anzünden und unterhalten mußte.

Den andern Morgen, lange vor Tagesanbruch, ließ der commandirende General, der fest entschlossen war, sich durchzuschlagen, in aller Stille, während die Feuer noch brannten, aufbrechen; man erwartete, man mußte einen heftigen Widerstand erwarten; aber nein, der Feind hatte vor uns die Flucht

ergriffen. Man verfolgte ihn, erreichte ihn jedoch erst auf den Höhen von Segna, wo er es nicht für gelegen fand, sich mit uns einzulassen. Darauf kam er uns ganz aus dem Gesichte, und wir rückten ruhig in Fiume und Triest ein.

Ein forcirter Marsch.

***

Immer noch 1809.

Die Armee war in Grätz angekommen. Eine Division der Italienischen Armee war bereits vor ihr eingetroffen. Die Stadt war in unserer Gewalt, aber die Österreicher hielten noch das Fort. Man gewährte uns ein Paar Ruhetage, welche uns sehr wohl thaten. Von Grätz nach Wien sind fünfzig Stunden. Wir erhielten Befehl, in größter Eile, und ohne anzuhalten, dahin abzugehn.

Den 2. Juni Nachmittags marschirten wir ab, und den fünften, Abends vor Sonnenuntergang kamen wir auf der Insel Napoleon oder Lobau an, wo sich der Kaiser befand. Denselben Abend ernannte er Marmont zum Reichsmarschall. Den Tag darauf am 6., wohnten wir, zur Erholung, der

Schlacht von Wagram bei. In Grätz hatte man sich der Verwundeten und der Kranken, und aller Leute, die nicht nachkonnten, entledigt. Fünfzig Stunden in drei und einem halben Tag, das will was heißen. Auch marschierte man fast ohne Unterbrechung. Eine Stunde, höchstens zwei, wurde damit verbracht, die Suppe auf das Feuer zu setzen, sie zu kochen und zu essen. Auch die Nacht wurde marschiert; wenige waren so glücklich, daß sie im Gehen schliefen; sie konnten träumen, daß sie in einer Diligence reisten. In den Städten, durch die wir kamen, erhielten wir kein Quartier; man gab uns Kost-Billets, die uns das Recht ertheilten, es uns eine halbe Stunde lang bei einem Bürger bequem zu machen; oder man ließ uns auch mitten auf einem Felde Halt machen. Und dann kam ein Gewitterregen und durchnäßte einen in wenigen Minuten. Und wenn die innerliche Wärme die Kleider recht schön getrocknet hatte, so kam eine neue Wolke und tränkte uns wieder ein.

Hinter jedem Regimente war eine Arriere-Garde von Unteroffizieren, welche die Faulen (denn in solchen Fällen wird keine Unpäßlichkeit zugelassen) nachtreiben mußten. Erklärte ein junger Soldat, er

könne nicht mehr gehen, so erhielt er zur Antwort: So lauf! Manchmal wendete auch diese Arriergarde, wenn sie alle Mittel der Überredung erschöpft hatte, die stumme Beredsamkeit der Flintenkolbens an. Man muß dem Heldenmuth manchmal nachhelfen. Müdigkeit läßt sich, wenn man Muth hat, überwinden, und dem französischen Soldaten fehlt es daran nicht, aber die Entbehrung des Schlafes! Ich kenne keine größere Pein.

Man mag sich während solcher Nachtmärsche noch so viel Mühe geben, um munter zu bleiben, der Schlaf erhält doch die Oberhand: dann stößt man auf eine Unebenheit im Wege, ein Stein geräth einem zwischen die Füße, und Himmel, wie erwacht man! Fallt ihr, so lacht man euch aus. Habt ihr euch weh gethan, so platzt man erst recht los.

Dann kommt der Durst, dies Bedürfniß, welches junge Leute so schwer beseitigen. Qualvoll ist's, ihn nicht zu befriedigen, qualvoll, wenn ihr dem Versuche erliegt und trinkt: das Wasser ist zu kalt oder zu warm, und immer ungesund.

Aber, wird eine Mutter sagen, deren Sohn bei der Armee ist, gibt es denn keinen Packwagen für die Kranken und die Marketenderinnen? Die Ar-

mee hatte Wagen aller Art uud Marketenderinnen, die Hülle und die Fülle: eines Tages jedoch bemerkte der General, daß sie den Weg versperrten, und ließ sie in eine tiefe Schlucht werfen. Das hieß unsere Schiffe verbrennen; denn man weiß, daß wir Feinde vor, hinter und neben uns hatten. Denen, welche nicht marschieren wollten, sagte man, ihr werdet gefangen werden; und da mußten sie wohl weiter. Es gab Helden darunter, die sich nicht fortschleppen konnten und doch ankamen: in solchen Fällen fährt das Herz in die Füße. Von Zeit zu Zeit scheuchten einige Flintenschüsse, die bei der Nachhut fielen, die armen Teufel auf, die Lust hatten, sich auszuruhen: das hilft einem auf. In dem Augenblicke, wo das Gefecht beginnt, gibt es keine müden Soldaten mehr. Der Muth verleiht nicht, wie die Furcht, Flügel, aber er hält den Schwachen aufrecht.

Die armen Hühner, welche den Unzufriedenen in den Weg kamen! Sie mußten ihre Unbesonnenheit mit dem Leben büßen. Es gibt Zeiten, wo die Disciplin ein Auge zudecken muß; man duldet ein Übel, um ein größeres zu verhindern. Überdies befand man sich in einem eroberten Lande. Jeder

Militair weiß, daß der Bauer immer die zerbrochenen Töpfe zahlen muß, und du lieber Gott, was werden Töpfe in Kriegszeiten zerbrochen. Ich mag nicht versuchen, die Gefühle unseres keuchenden, abgematteten Corps zu schildern, als es den Bivuakrauch der großen Armee sah, in deren Reihen es eintreten sollte. Selbst die, welche die Müdigkeit krumm gebogen hatte, richteten sich auf. Der Kaiser war da! Und es war ein Tag vor der Schlacht bei Wagram.

Ein Halt.

***

Den Tag nach dieser denkwürdigen Schlacht erhielt das 11te Armeecorps, welches vor zwei Tagen noch die Armee von Dalmatien *) geheißen hatte, Befehl, sich nach Znaim in Mähren zu begeben. Die Trümmer der Östreichischen Armee hatten sich nach diesem Punkte zurückgezogen; dort unterzeichnete auch fünf Tage später der Kaiser den Waffenstillstand, welchem der Friede von 1809 folgte.

Gegen acht oder neun Uhr Morgens schwenkte das 11te Armeecorps, das Bataillonsweise in einer dichten Colonne marschierte, rechts ab, nach

*) Bisher hatte es nur zehn Armeecorps gegeben; alle Nachzügler, Marodeurs hießen Soldaten des elften Armeecorps. Das gab noch lang zu Sticheleien Anlaß, welchen die tapfern Krieger der Armee von Dalmatien mit dem Degen in der Faust ein Ende machen mußten.

den reichen Triften von Mähren. Es mußte das Schlachtfeld passiren, wo man sich so lang und so wüthend den Sieg streitig gemacht hatte. Man kann sich schwerlich einen Begriff von dem Anblick machen, welcher sich der Armee zwei Stunden lang darbot. Der größte Theil unsrer Verwundeten und Todten war, wie gewöhnlich, schon fortgeschafft, um die Sieger nicht durch dies grauenvolle Schauspiel noch mehr zu verstimmen, aber was noch da war, reichte dennoch hin, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Haufen von Österreichischen Leichen bezeichneten die verschiedenen Richtungen der Schlacht, besonders die Punkte, wo die Artillerie am meisten gewirkt hatte; an den Redouten, welche unsere Soldaten während des Kampfes genommen hatten, erhoben sie sich zu einer fürchterlichen Höhe. Die Ebene war mit ihnen bedeckt. Eine Menge verwundeter Österreicher lagen auf der Erde herum; viele dieser Unglücklichen, die auf eine gräßliche Art verstümmelt waren, und von der Fieberhitze verzehrt wurden, beschworen uns in ihrer Sprache, ihren Leiden durch einen Bajonettstoß ein Ende zu machen. Andere hatten noch den Muth, uns zu schimpfen: ihr Unglück schützte sie. Die meisten sahen

uns düster und niedergeschlagen an. Einige baten uns um etwas zu trinken und man beeilte sich, ihren Wunsch zu erfüllen. Die Armen leerten mehr als Eine französische Feldflasche.

Zerbrochene Laffeten, Helme, Kürasse, östreichische Flinten und eine ungeheure Menge leerer Patrontaschen bedeckten die Erde, auf der man noch an vielen Stellen die schöne Ärndte sah, welche von Tausenden von Menschen und Pferden zertreten und zerstampft war. Verwundete Pferde, von denen einige sich nur noch auf drei Füßen hielten, versuchten vor uns zu fliehen; fast bei jedem Schritt mußte man einen Umweg machen, um nicht auf eines dieser, am vorigen Tage, getödteten Thiere zu treten, welche bei der Hitze fürchterlich angeschwollen waren.

Gegen Mittag machte man rechts und links von der Znaimer Straße mitten unter Weinbergen Halt. Die Sonne stand im Zenith und es war heiß zum Ersticken. Man erlaubte uns eine Stunde Ruhe. Mit Ausnahme dessen, was man sich in der Nacht auf der Insel Napoleon bei den Marketenderinnen hätte verschaffen können, war man ohne allen Proviant, die Soldaten hatten, wie sie

zu sagen pflegten, zwei Teufel im Leibe, der eine schnürte sie mit Durst, der andere mit Hunger zu Tode. In der einen Stunde mußte man nicht allein sein Frühstück einnehmen, was allerdings nicht schwer war, sondern sich auch etwas zu essen und zu trinken besorgen. Aber bei mächtigen Anlässen zeigt sich das erfinderische Genie und der Instinkt der Zerstörung, welcher den Soldaten bezeichnet.

In diesem Lande, welches Überfluß an weißem Wein hat, sind die Keller in den Hügeln selbst angebracht, auf denen die Rebe wächst. Man wußte das, aber „diese lumpigen Bauern, diese Hunde von Winzern," welchen gar nicht darum zu thun war, ihr Eigenthum zu verlieren, hatten (wie man in der Armee sagte) „die Schlechtigkeit" begangen, die Kellerthüren, welche wir so gern entdeckt hätten, mit Erde und Strauchwerk zu verbergen. Man mußte also, ehe an eine Erfrischung zu denken war, eine gründliche Nachforschung anstellen. Man ging mit Eifer an diese interessante Arbeit. Bald vernahm man von allen Seiten dumpfe Schläge, welche wie Kanonendonner klangen.

Anfangs wußte man nicht, was das bedeutete. Es waren die Kellerthüren, die man mit Kolben



einstieß, und die den durstigen Forschern den Himmel öffneten. Man drang in die Keller; die Fässer wurden mit den einfachsten, geschwindesten Mitteln angebohrt; Kübel, Flaschen, Kannen, Schläuche, selbst Schakos wurden mit dem köstlichen Trank gefüllt.

Aber ach, es gehört etwas dazu, 10,000 Mann, die von der Hitze ausgetrocknet sind, und im eroberten Lande ohne Einschreiten der gesetzlichen Behörde sich an die Vertheilung machten, den Durst zu löschen. Auch fehlte es bald am besten. Ich habe schon gesagt, daß der Soldat sich auf die verteufeltsten Erfindungen versteht. Die Zahl der entdeckten und geleerten Keller war offenbar zu gering gegen die Masse von Weinbergen, die man kaum übersehen konnte. Es mußten also noch mehr vorhanden sein. Man fand einen Ausweg. Man grub mit dem Bajonett in die Erde und sondirte nun; stieß man auf ein Gewölbe, so wurde ein Loch hineingemacht; wie man es anfing, weiß ich nicht, denn eigentlich hätte ein Gewölbe, und wäre es noch so schwach, doch immer einem so unbequemen Werkzeug, wie das Bajonett ist, widerstehen sollen, aber der Erfolg, welcher die Unternehmungen der Plünderer krönte, bewies das Gegentheil.

War das Loch gemacht, so sprang, auf die Gefahr, sich zwanzig mal den Hals zu brechen, einer in den Keller, ihm folgte noch einer, dann zwei, dann zehn, endlich zwanzig und fünfzig andere, und fünf Minuten nach der Besitznahme eines solchen Kellers watete man schon bis an die Knie im Wein; drei Viertel von dem Vorgefundenen ging verloren, das Übrige theilte man.

Im Augenblicke, wo die Trommeln das erste Zeichen zum Abmarsch gaben, hatte jede Compagnie so viel Wein, daß sich zehn mal so viel Leute, als unter den Waffen waren, damit hätten betrinken können; mehr als die Hälfte dieser Ausspäher hielten sich nur mit Mühe auf den Beinen und lachten, sangen und zankten sich. Beinah alle hatten noch nichts gegessen; die außerordentliche Hitze und die Mühe, die sie sich gegeben hatten, trug nicht wenig bei, sie vollens ihrer Vernunft zu berauben.

Man mußte aber doch endlich das Gewehr zur Hand nehmen und marschiren. Es wurde Befehl gegeben, den übrigen Wein wegzuschütten. Den Wein wegschütten! Aus allen Gliedern ertönte nur Ein Schrei der Entrüstung. In diesem Augenblick war eine Insubordination möglich; man fühlte es;

man fuhr die Unzufriedenen daher nicht zu hart an; hier Strenge, dort Überredung, besonders aber die Worte der Ehre und Pflicht, welche zur rechten Zeit angebracht wurden, stillten die Gährung. Man beschwichtigte sich.

Auf einmal wirbelte die Trommel, absichtlich recht lang. Überall erschallte der Ruf: In Reihe und Glied! der Feind ist da! Auf der Stelle fanden die Leute, die noch eben ihren Kopf verloren zu haben schienen, den Gebrauch ihrer Sinne wieder.

Der Feind ist da! Welches Zauberwort. Jeder wußte, was er zu thun habe. Kübel und Kannen wurden ausgegossen, und die Colonne setzte sich in Marsch.

Die Nase einer Ungetreuen.

***

Die Rache, ein Göttergluck.

Istrien und Dalmatien sind von 1806 bis 1814 französische Provinzen gewesen; mit Krain und einen Theil Kärnthens vereinigt bildeten sie samt der Republik Ragusa, welche wir fast ohne Schwertstreich, nur durch den Schrecken des französischen Namens, erobert hatten, eine Art von illyrischen Königreichs, dessen erster Vicekönig, unter dem bescheidenen Titel eines General-Gouverneurs der Marschall Herzog von Ragusa war. Einige Beisitzer des Staatsraths, welche in diesen Provinzen sich die Funktionen eines Präfekten einstudirten, verwalteten dieselben, so gut es ging, im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Königs, welchen ein großes Mißgeschick damals noch nicht in „einen Usur-

pator," „ein Ungeheuer," „einen Menschen verwandelt hatte, den die Schaam zu nennen verbietet."

Unsere längs dem Küstenstrich von Triest und Fiume bis Ragusa und Cattaro vertheilten Truppen sicherten Frankreich den friedlichen Besitz dieser Länder, in denen man sich vielleicht nicht nach dem französischen Joch zurücksehnt, aber gewiß noch gern unsrer glänzenden Militairs gedenkt. Die Armee von Dalmatien stand unter den Befehlen des Marschalls Marmont, dem Napoleon den Titel eines Herzogs von Ragusa gegeben hatte, obgleich General Lauriston der erste gewesen war, der den Fuß auf das Gebiet dieser kleinen Republick gesetzt hatte *). Das schöne 5. Linien-Regiment, welches sich vor kurzem in Italien hervorgethan hatte, und seitdem auch in Catalonien oft genug Gelegenheit hatte, sich auszuzeichnen, hatte damals den kleinen Ort Trau, nah an einer Art von Golf zwischen Sebenico und der wichtigeren Stadt Spalato, und die Dörfer besetzt, welche unter dem Namen

*) Ich wüßte nicht, daß Marschal Soult, den der Kaiser zum Herzog von Dalmatien ernannt hat, jemals, wenigstens nicht an der Spitze einer Armee, in diesem Lande gewesen wäre.



Castelli sich an der Küste des Adriatischen Meeres von der ersten dieser Städte bis zur dritten erstrecken.

Die Stadt Trau hatte, wie alle nur etwas bedeutende Plätze der Venetianischen Staaten, trotz ihrer Kleinheit und Häßlichkeit, einen Wall und einen Graben; sie ist der Sitz eines Bisthums, dessen Geistlichkeit sich auf Kosten des gemeinen Volkes mästet, welches dort, mehr als irgend anderwärts, unwissend und leichtgläubig bis zur Dummheit, wild und roh bis zur Barbarei ist. Die Sitten des Adels und des Bürgerthums gleichen in den dalmatischen Städten denen Venedigs, wie die der niedern Classe denen der Morlachen. Eine ungeheure Kluft trennt, wie in Rußland, den Herrn vom Diener, d. h. das Volk von denen, welche es regieren; und der Mangel an Civilisation nimmt wahrhaft erschreckend zu, je weiter man sich von den Wällen einer Stadt entfernt.

Der Wein, welcher auf der Küste in Überfluß wächst, wird in diesem Theile Dalmatiens, obgleich er vortrefflich ist, zu sehr niedrigen Preisen verkauft; aber da er den Transport nicht einmal bis Venedig verträgt, so muß er an Ort und Stelle verbraucht werden. Gewöhnlich wird er in Kellern verkauft

5 *

und getrunken; Flaschen und Gläser gibt es da nicht; das hölzerne Gefäß, womit das Getränk gemessen wird, muß der Käufer auch an den Mund setzen, während man statt der Stühle sich mit großen Steinen, oder den Balken behelfen muß, auf denen der Bottich ruht, in welchem der Purpursaft gährt.

Eine Frau, die schon ihre besten Jahre hinter sich hatte, aber noch ziemlich frisch und sehr lustigen Temperaments war, hielt zu Trau eine solche Schenkwirthschaft, die von Leuten aus dem Volke und den Soldaten viel besucht wurde. Mannesstelle vertrat bei ihr einer jener sechs Fuß hohen Morlachen, die von unfreundlichem Aussehn, mit einen fürchterlichen Schnauzbart, rother Kappe, ledernen Sandalen, kurzen, anliegenden, blauen Hosen, stets bis an die Zähne bewaffnet sind, und nie den großen fürchterlichen Dolch, genannt Yataghan, oder ihre lange doppelläufige, mit Kupfer ausgelegte Flinte ablegen. Matteo hielt nach seiner Art, auf die Ehre seiner Schönen: er duldete die Gegenwart der Garnisons-Gäste, selbst noch nach dem Zappenstreich; aber er war keinesweges gesonnen, sich, wenn die Hausthüre einmal geschlossen

war, von den Anbetern seiner Göttin einen Platz streitig machen zu lassen, der ihm seit langer Zeit ausschließlich eingeräumt worden war.

Matteo mußte jedoch seines Geschäftes halber, die Stadt häufig verlassen. Er gab sich nemlich viel, wie die meisten Leute seines Schlages, mit dem Schmuggeln ab, was bei dem Zusammenstoßen so vieler Gränzen leicht und einträglich genug war. Er ließ seiner Schönen zwar immer sein Herz zurück, aber vermuthlich genügte ihr das nicht, denn sie hatte sich für die Zeit, wenn Matteo abgereist war, als Ersatzmannschaft einen jungen, zärtlichen, aufgeweckten Fourrier vom 5. Regiment ausgesucht, der ein recht hübscher Bursche war, aber, hätte er sich auch auf die Zehen gestellt, kaum bis zum Yataghan seines kräftigen Nebenbuhlers gereicht hätte. Nun aber hatte der Stellvertreter, welcher dem Altar der Freundschaft nicht weniger opferte, als dem der Liebe, sein Glück nicht bloß allen Fourrieren des Regiments vertraut, sondern sogar einen intimeren Cameraden an seiner Seligkeit Theil nehmen lassen! In Wahrheit, nur der Soldat kann den Heldenmuth so weit treiben.

Eine Nacht — o verhängnißvolle Nacht! Nacht

des Jammers und des Blutes! — hatten die beiden Schmachtgenossen so lange genippt, bis sie zuletzt vollständig betrunken waren; sie lagen, sie nemlich und die keusche Freundin Matteos, bescheidentlich auf Einem Lager und schnarchten das lieblichste Terzett. Aber wehe! Matteo, der wilde eifersüchtige Matteo, den man weit weg in seinen Bergen glaubte, hatte Trau nicht verlassen; ihn quälte der fürchterlichste Verdacht, vielleicht hatte ihm auch irgend eine plauderhafte Nachbarin, welche die zärtliche Schenkwirthin um ihre Doppelpartie beneidete, das Geheimniß verrathen, kurz, Matteo war nicht fort, sondern hatte sich unter das Bett geschlichen, auf welchem die sorglose Dreieinigkeit ruhte.

Mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit kroch er, vertraut mit der Localität, aus seinem Versteck hervor. Eine, nach der Sitte des Landes, unter dem Kamingesimse brennende Lampe, warf nur ein ungewisses, zitterndes Licht von sich; er schleicht sich hin, löscht sie aus. Darauf kehrt er zurück, richtet sich auf, wie eine Schlange, die sich auf ihre Beute werfen will und steigt mit dem Fuß auf das Bett....

Wer erräth, was Matteo thun wird? Hier schlafen zwei Franzosen, zwei Nebenbuhler — ihr Leben ist in seiner Hand — aber er weiß, daß sich jeden Morgen ein fürchterliches Kriegsgericht versammelt, welches alle, die Hand an einen französischen Soldaten gelegt haben, zum Tode verurtheilt. Matteo will sich rächen, aber sein Leben nicht Preis geben. Die Treulose soll allein seinen Zorn fühlen; sie soll für immer verunstaltet werden.

Matteo zieht seinen Yataghan. Zwanzig mal haben die Fourriere, seine Nebenbuhler, die mit ihm gespielt, mit ihm aus demselben Maße getrunken haben, damit ihre Federn geschnitten; der Yataghan Matteos ist scharf wie das beste Federmesser. Er zieht ihn heraus, tappt mit der Hand umher und findet die Nase seiner Ungetreuen. Kein Blitz ist so schnell wie Matteos Hand. Die Nase ist ab und fliegt in die Stube, darauf schleicht Matteo sich leise fort, und verschwindet.

Das Opfer dieser kaltberechneten Barbarei stieß das fürchterlichste Geschrei aus, welches die ganze Nachbarschaft aufweckte, aber die beiden in eine förmliche Lethargie versunkenen Fourriere nicht ermunterte. Man eilt herbei und findet die Unglück-

liche nackt, die Haare aufgelöst, Blutbedeckt. Besinnungslos stürzt sie endlich zu Boden. Während eine erfahrene Nachbarin, vielleicht dieselbe, welche alles an Matteo hinterbracht hatte, die Arme wieder zu sich zu bringen sucht, schüttelt man die beiden Mitschuldigen; endlich erwachen auch sie und fragen, wo sie sind. Bei dem Anblick so vieler Personen steigt zuerst gleichzeitig eine verwirrte Idee von Gefahr in ihnen auf; sie springen vom Bett herunter, und laufen nach ihren Säbeln. Der eine gleitet aus; sein Fuß hatte auf etwas glattes getreten: es war die Nase, welche einst der Schönen gehört hatte.

Beide schaudern zurück. Sie werfen einen Blick auf ihre Helene, errathen einen Theil der Wahrheit, kleiden sich schnell an, fühlen sich unwillkührlich nach dem Gesicht, und eilen beschämt und nüchtern davon. Den andern Tag wußte die ganze Stadt das Abentheuer; es belustigte die Garnison ganz ausnehmend, und seit der Zeit nannte man das Opfer desselben nur die Frau Naslos.

Der Allarm bei Wagram.

***

Habet Acht!

Es war am 6. Juli 1809, im Glanze eines wolkenlosen, dunkelglühenden Himmels, wo Napoleon, dessen Ruhm damals seinen Gipfel erreicht hatte, den Östreichern die Schlacht bei Wagram abgewann. Dort kämpften die französischen und alliirten Truppen, in schönster Haltung, als ob sie auf einer Revue im Carroussel = Platz oder bei Schönbrunn wären, von Anbruch des Tages, bis sechs Uhr Nachmittags und schlugen den Feind auf allen Punkten. Dort thaten sich die prächtigen Würtembergischen Chevau=Legers, die Sachsen und Baiern hervor, deren Artillerie sich selbst neben der unsrigen bemerklich machte. Die Geschichte wird einst sagen, daß man sich mit einer beispiellosen Erbitte=

rung schlug, daß zwölf Stunden lang die Erde unter den Füßen der Streitenden von dem fürchterlichen Donner der Geschütze zitterte; sie wird sagen, daß, ehe die Thurmuhr des Dorfes Wagram vier Uhr schlug, der Prinz Karl, der bald darauf der Oheim dessen wurde, der ihn auf so manchen Schlachtfeldern besiegt hatte, bereits sich nach Mähren zurückzog und daß fünf Tage später Kaiser Franz einen Waffenstillstand, und drei Monate später einen Frieden annehmen mußte, der Frankreich eine neue Kaiserin schenkte.

Es mochte noch nicht ganz sieben Uhr Abends sein; das Feuer hatte auf allen Seiten aufgehört; nach und nach wurde es still. Die Truppen, welche auf der ersten Linie standen, hüteten stolz die Positionen, welche sie mit so vielen Strömen tapfern Blutes errungen hatten. Die zweite und dritte Linie hatten die Gewehre zusammengestellt, das Zelt des Kaisers stand mitten zwischen einem Regiment seiner tapfren Infanterie, das absichtlich in geschlossenem Quarré aufgestellt war.

Schon brannten, ganz im Stillen, einige Bivouakfeuer, denn so früh konnte der Befehl zum Ausruhen noch nicht gegeben werden; es blieb noch zwei Stun-

den Tag, und während deß gebot die Vorsicht, wenn auch der Sieg erfochten war, auf seiner Hut zu bleiben.

Schon hörte man in den einzelnen Corps jene partiellen, interessanten, gewöhnlich so lebhaften und malerischen Schilderungen, in denen man sich mittheilte, was jeder auf dem Punkt, wo er sich befunden, gesehn, was er bestanden, was er gefühlt hat, in denen man beinah kaltblutig erfährt, daß ein Freund, ein Camerad gefallen, daß ein anderer durch ein Wunder einem gewissen Tode entronnen ist; in denen man sich die gemachten Manövres zu erklären, die strategischen Pläne des Feldherrn zu errathen sucht, in denen man einen Überblick über die Thaten der Gebliebenen und die der Überlebenden erhält, und sich selbst abschätzt — Schilderungen, welche niemals Beschwerden, selten eine Klage, sehr wenig Prahlereien enthalten und sich ganz natürlich mit einem Vergleich der Anzahl der noch Anwesenden und dem Bestande vor der Schlacht schließen.

Plötzlich schallt ein verworrener Lärm aus der Ferne, man hört Stimmen durcheinander rufen, kann jedoch nicht errathen, was es zu bedeuten hat. Aber

der Lärm nähert sich; am Horizont, weit von der ersten Linie, steigen Staubwirbel auf. Man lauscht, man blickt sich fragend an. Endlich sprengen einige Reiter, in sichtlicher Unordnung, in vollem Galopp aus dem Staub hervor, andre kommen nach, dann noch mehr. — Schon unterscheidet man ihre Uniform. — Es sind Franzosen! — Aber wie soll man die Schnelligkeit ihrer rückgängigen Bewegung deuten? In der Ungewißheit greift jeder zum Gewehr; die Kavallerie, deren Pferde schon angekoppelt waren, sattelt in der größten Geschwindigkeit und sitzt auf.

Der Allarm verbreitet sich schnell, wie der Blitz, durch alle Armeecorps; Feiglinge, Plünderer, die man auf frischer That ertappt hat, Marketenderinnen, zaghafte Fourageurs rufen: rette sich wer kann! und das in einer siegreichen Armee! Ehe man sie anhalten, sich ihrer bemächtigen kann, haben sie die Armee, bis nach der hintersten Linie, in Bewegung gebracht. Das für die Sicherheit des Kaisers gebildete Quarré greift zu den Waffen, fällt das Bajonett und läßt die Trommeln wirbeln. Man stürzt in das Zelt Napoleons, der fest schläft, führt ihm ein Pferd vor, das man nicht einmal fertig

gezäumt hat, und der Kaiser, der kaum weiß, was man von ihm will, schwingt sich halb angekleidet in den Sattel. Darauf setzt sich das Quarré in Marsch und rückt, immer mit gefälltem Bajonett, gegen einen Feind vor, den niemand sieht, der nirgends existirt.

Endlich gelingt es, einige Flüchtlinge zur Rede zu stellen. Der größte Theil derselben war nämlich durch unsre Reihen durchgeeilt, und hatte sich, mehr aus einem unwillkührlichen Instinkt von Feigheit, als aus überlegter Absicht sich zu retten, da die meisten, ohne zu wissen warum, einer dem andern nachgelaufen waren, nach der Insel Napoleon (Lobau) geflüchtet, wo ein unermeßliches Artillerie-Material, die Masse der Packwagen aller Armeecorps zusammengedrängt waren. Einige Bataillone, welche dort den Dienst hatten, und etliche Hülfstruppen, welche in der Schlacht nicht gebraucht worden waren, formirten sich bei der Annäherung dieser Flüchtlinge und suchten einen Deich gegen diesen Strom zu bilden, aber vergebens. Die Bestürzung theilte sich den Myriaden von Knechten, Bedienten, Kärrnern, Marketenderinnen, Krankenwärtern, die zu den Ambulanzen gehörten, mit; alle

hatten nichts eiligeres zu thun, als ohne allen Grund, die Pferde anzuschirren, und nach allen Richtungen davon zu fahren, einen über den andern zu fallen, und zuletzt die Wege zu versperren. Die Unordnung hatte ihren höchsten Grad erreicht, die Eliten-Gendarmerie, welcher die Aufsicht über das Volk anvertraut war, wußte nicht mehr, wohinaus, und war, da sie sich nirgends Bahn machen konnte, zuletzt zur vollständigsten Unthätigkeit gezwungen.

Nach einer Minute war die Insel nicht mehr wiederzuerkennen, das Geschrei der Flüchtlinge und der Frauen, die Flüche der Fuhrleute, die Klagen der Verwundeten, welche glaubten, sie seien den Feinden in die Hände gefallen, setzten der Verwirrung und dem Tumult die Krone auf: Tapfere und Feige hatte der Schwindel ergriffen; die Gefahr, welcher man zu entgehn sucht, vergrößert sich in Aller Augen, weil niemand weiß, von welcher Art und wie groß sie ist. Einstweilen flieht man; — später wird man schon fragen, warum. Da gab es manche Wagen, manches herrliche Handpferd, das plötzlich seinen Herrn wechselte. Die Anzahl der Pferde, welche in der Donau ertranken, oder nicht mehr zum Vorschein kamen, war ungeheuer.

Als die Infanterie-Colonne und die Kavallerie-Massen einige hundert Schritte vorgerückt waren, als die Artillerie sich in guter Ordnung in Bewegung gesetzt hatte, sah man sich nach dem Feind um, fand ihn aber nicht. Man machte Halt; jetzt erst fing man an darüber nachzudenken, warum man denn eigentlich ohne zu wissen warum vormarschirt sei. Einige Plänkerer, die aus freiem Willen etwas weiter vorgedrungen waren, kehrten zurück und erklärten, sie hätten keinen Schatten von einem Östreicher in der Nähe gesehn. Wohl aber, sagten sie, sieht man noch den linken Flügel der Armee des Herzogs Karl nach allen Richtungen fliehen.

Nachdem man sich vollkommen überzeugt hat, daß man das Spiel eines wunderbaren Irrthums gewesen ist, sahen Generale, Offiziere und Soldaten sich an, und brachen in ein lautes Gelächter aus; darauf erhielten die Regimenter, welche vorgerückt waren, Befehl, in ihre vorige Positionen zurückzukehren.

Eine Stunde darauf war alles wieder ruhig. Nicht so auf der Insel; dort dauerte die Verwirrung noch lange fort, und verbreitete sich sogar bis

nach Wien, wo in der Nacht das Gerücht in Umlauf kam, Napoleon sei geschlagen, und der französische Adler fliehe endlich vor dem Östreichischen.

Man gab die Veranlassung dieses sonderbaren Allarms verschieden an. Den andern Morgen fand die Ansicht den meisten Glauben, daß einige Plünderer Schuld daran gewesen wären, welche in die benachbarten Dörfer gedrungen, unvermuthet von einem verirrten Peloton östreichischer Husaren angegriffen und theils niedergehauen, theils bis zu unsern Vorposten getrieben worden waren, bei welchen sie, nachdem sie auch sie in Verwirrung und Unordnung gebracht, unaufhaltsam vorübergeeilt waren.

Von Venedig nach Moskau.

***

Vorwärts Marsch! Immer fort!
So kommt man von Ort zu Ort!

Von Venedig nach Moskau! Es ist ein artiger Weg, soll ich denken. Ich habe den Weg gemacht, zu Fuß in Gesellschaft von 3000 gut disciplinirter Leute, die ein prachtvolles Regiment zu 4 Bataillonen bildeten, und von denen nur 150 oder 200 arme Teufel halberfroren wieder über die Berisina zurück kamen. Ja! Es ist eine schöne, eine herrliche Sache um den Krieg, wenn man glücklich davon kommt. Aber die Unterliegenden! Und es wird einem nicht immer leicht, so glücklich durchzukommen; besonders, wenn man seinen Feind erst in einer Entfernung von tausend Stunden aufsuchen muß.

Es war gegen Ende des Jahres 1811. Wir lagen zu Vicenza in Garnison, und hatten Detaschements bis nach Mestre und Venedig vorgeschoben, nach dem stolzen Venedig, dessen Doge sich mit dem Meere vermählte, nach Venedig, dessen Schiffe einst das Asiatische Meer bedeckt haben, und das jetzt entthront, erniedrigt, von den Östreichern besetzt ist. Venedig! Nicht einen Sou von seinem Gelde (zwei und einen halben französische Centimen) gebe ich darum, die häßliche Stadt wiederzusehen, denn ihr Anblick ist traurig, er thut weh, er beklemmt das Herz. Schon vor zwanzig Jahren erinnerte sie an die vornehmen Bettlerinnen der Revolution, die man Rentnerinnen nannte, und die in einem Kleide mit Fälbelen, und Hüten mit Schleiern zu Paris um ein Almosen baten. Und der furchtbare Löwe von St. Marcus! Das arme Thier! Wie hat man ihm die Klauen beschnitten!

Venedig! Es paßt zu nichts mehr, als zu Romanzen und Barkarolen unserer Componisten. Ich habe unter seinen Säulengängen den elenden Rest der Truppen der Republick gesehen; Napoleon, der was Soldaten betraf, nichts wegwarf, aus Allem

Nutzen zu ziehen suchte, hatte sie den Cisalpinern, wie unsere Krieger damals alle italienischen Militairs ohne Unterschied nannten, einverleibt. Ich glaube fast, daß die päpstlichen Soldaten, welchen ich nie die Ehre gehabt habe auf einem Schlachtfelde oder sonst zu begegnen, verwegener aussehen, als diese Schelme. Die Einwohner nannten sie soldati dei nostri. Schönes Volk! Ein Östreichischer Korporal hätte, selbst ohne Stock, ihrer hundert vor sich hergetrieben, wenn er sie nur schief angesehen hätte. Ein französischer Tambour hätte, wenn er in seiner Interimsjacke, die Mütze auf den Nacken zurückgeschoben, seinen weißen Schlägel aufgehoben hätte, ein ganzes Corps solchen Gesindels in Schach gehalten. Wer glauben soll, wie tief das Venetianische Volk gesunken ist, muß es selbst sehen.

Dort lagen wir also in Garnison. Eines schönen Tages traf aus Paris der vom Minister Clarke unterzeichnete Befehl ein, daß wir uns über Verona, Mailand, Brescia und Pavia nach Turin zu begeben hätten. Ich habe bereits gesagt, daß es gegen Ende des Jahres 1811 war. Wir hätten alle, ich sage alle, ohne Unterschied des Alters, des Ranges, und der körperlichen Vorzüge, in dem

angenehmen Vicenza, wo der geringste Pallast wenigstens einen Prinzen, und ich weiß nicht wie viel Signori Marchesi in sich schließt, und wo damals der Regimentsstab lag, zärtliche Verbindungen angeknüpft. Ich muß jedoch hinzufügen, daß die ersten Schritte fast immer von den verführten Schönen gethan wurden. Das ist nun einmal Sitte dort.

Es war ein trauriger Abschied! In jedem Hause, das nur etwas stark bewohnt war, weinten wenigstens zwanzig Ariadnen verschiedenen Standes. Wie viel Thränen von dem Augenblicke unseres Abmarsches, bis zur Ankunft des Regiments vergossen wurden, welches an unsere Stelle kam, läßt sich nicht berechnen. Jede Brigade der großen Armee vermachte gewöhnlich der Brigade, welcher sie Platz machte, eine Anzahl untröstlicher Wittwen, welche die Nachkommenden in acht Tagen zu trösten hatten. Und wenn der Wechsel zu häufig kam, zu schnell auf einander folgte, so war es rührend genug, la vostra cara zu hören, wie sie in Schmerz sich auflösend den Namen verwechselte, und indem sie euch liebevoll mit ihren Armen umstrickte, euch Luigi oder Paolo nannte, während ihr Pietro, Antonio oder Giuseppo heißt. So vermischte ihr Herz mit Einer und

derselben Liebe den Stellvertreter und den Vertretenen. Aber war das nicht die Schuld des Kaisers, der den Offizieren seiner Armee nicht einmal Zeit ließ, selbst treulos zu werden.

Auch sagten wir ein trauriges Lebewohl den Meisterstücken Palladios, dem Stadthause, dem Theater, und einigen nach den Zeichnungen dieses großen Künstlers aufgeführten Palazzi. Man passirte die Etsch bei Verona, wo ich durch das Beispiel der Übrigen hingerissen, kaum Zeit hatte, einen Blick auf die Arena zu werfen, da ich in das Theater laufen oder in einem Kaffehause festsitzen mußte.

In Mailand sah ich la Scala, wo ich Madame Morrendi hörte, die später nach Paris kam. Doch hatte ich Muth genug, mich von einer in der Locanda del' Angelo bestellten Mahlzeit loszureißen, um die ganz mit Marmor bekleidete Kathedrale zu besuchen, welche der eiserne Willen Napoleons vollenden ließ.

In Brescia fiel uns die Schönheit der Frauen auf. Wir stellten dort gründliche Vergleiche an. Dort sah ich zum erstenmale die Vorhänge, mit denen jede Theater-Loge versehen ist, und die man zuzieht, wenn man in seiner Loge mehr Vergnügen

zu finden weiß, als das Schauspiel bieten kann. Unsere Gitterlogen sind anständig dagegen.

Unser Aufenthalt zu Pavia, in dessen Nähe der abentheuerliche Franz I. „Alles verlor, nur die Ehre nicht" gab zu verschiedenen mehr oder weniger ernstlichen Zweikämpfen zwischen unsern Offizieren und den Studenten dieser Stadt Anlaß. Mancher Hieb wurde gegeben und empfangen, und manche Bowle Punsch dort geleert.

Im Januar 1812 waren wir in Turin. Turin ist eine reiche, vergnügungssüchtige Stadt. Man hat keinen Begriff davon, wie die Frauen dort leben, wie viel Polentas, das dümmste aller ultramontanischen Gerichte, dort verspeist werden.

Prinz Borghese, General-Gouverneur der Departemente jenseits der Alpen, residirte, fast könnte man sagen, herrschte dort. Sein Hof war glänzend und heiter; er hatte eine Ehrenwache, und ich glaube auch Kammerherren und Pagen.

Das Innere des Kaiserlichen Theaters starrt von Gold, es ist eine wahre Goldmine. Das macht aber, daß die Schauspieler, wenn sie noch so reich gekleidet sind, armselig erscheinen. In Turin sah ich eine prächtige Brücke anfangen, wel-

che man auf Befehl des Kaisers über den Po anlegte. Sechs Jahre zuvor hatte ich die Guillotine auf der Place Caroline oder Paysanne in Permanenz gesehen; man hatte dies für das einzige Mittel gehalten, den Mordthaten, welche diese schöne Gegend in Schrecken setzten, ein Ende zu machen. Auf dem Kaiserplatze, am Ausgange der Po- und Mont-Cenis-Straße zählte ich eines Morgens 75 Geistliche, die in vier und einer halben Minute in ihrem Ornate an mir vorübergingen.

In Turin erhielten wir Befehl, uns über Lyon und Besancon nach Strasburg zu begeben. Ich passirte die Alpen auf einer prächtigen Straße, wo noch vor einigen Jahren die Reisenden sich hatten müssen hinaufwinden lassen. Napoleon hatte gesprochen und seine kräftige Stimme ebnete die Alpen, welche Hanibal, wie man erzählt, mit Essig gesprengt haben soll.

Ich sah Lyon, mit seinen herrlichen Rhone- und Saone-Quais, seinen Plätzen, und seinen belebten Straßen, die es damals an Unreinlichkeit mit denen der Hauptstraße aufnehmen konnten.

Besancon ist eine nüchterne, langweilige Stadt; man liebte dort den Kaiser nicht; ich wußte das

und beurtheilte sie deshalb vielleicht zu ungünstig. Die gute Kost, die wir im Hotel National erhielten, versöhnte mich etwas. Auf einem Marsche erhält eine Mahlzeit doppelten Werth. Und welche Bemerkung kann man machen, wenn man Etappenweis reist? Man kommt ermüdet, abgestumpft an, und sieht entweder nichts, oder was man sieht, nicht recht.

In Arbois verlangten wir Landwein. Man lachte uns ins Gesicht. Wir mußten unsere Frage, die doch ganz natürlich schien, mehrmals wiederholen. Nachdem man uns eine Stunde hatte warten lassen, brachte man uns eine Flasche voll dieses köstlichen Getränkes, aber es war nicht möglich, einen Tropfen hinunterzubringen: oben auf lag Fingerdicker Hefen. Wir mußten vierzig Sous dafür zahlen. Wir baten uns eine Lösung dieses Räthsels aus: aller Wein von Arbois wird ausgeführt.

In Straßburg ließ man uns vierzehn Tage ausruhen, ehe wir den Rhein passiren sollten. Seit einem Monat waren wir sehr herabgespannt. Die Aufnahme, welche wir in unseren Quartieren fanden, war nicht mehr so freundlich, so zuvorkommend, wie dies anderwärts der Fall gewesen war; man

empfing uns mit Kälte, kaum mit Höflichkeit, nie mit Freude; die zarte Aufmerksamkeit, die sorgliche Theilnahme, die schmeichelnden Anerbietungen hatten ein Ende: wir waren in Frankreich, in unserm Vaterland, unter unsern Landleuten!

Das schöne Geschlecht von Straßburg mag es mir nicht übel nehmen, aber es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen den Elsasser Damen und den zarten Schönheiten des üppigen Italiens, welche wir auf höheren Befehl an den Ufern der Brenta zurückgelassen hatten. Am Rhein hatten wir unsern Sold vollauf nöthig, um damit unsern persönlichen Eigenschaften und unserer Liebenswürdigkeit bei diesen Damen das Wort zu reden. Dieser Vorwurf bezieht sich übrigens nur auf eine Klasse; denn man weiß wohl, mit wem wir Militairs, besonders auf dem Marsch in Berührung kommen.

Endlich passirten wir den Rhein. Wie mit einem Zauberschlag veränderte sich wieder Alles. Diesseits s Flusses war man bei Freunden, und diese machen keine Umstände. Als Sieger durchzogen wir Baden und Baiern. In Sachsen ward uns die herrlichste Aufnahme: unser Weg war mit Rosen

bedeckt. Welch schönes Schauspiel, wenn das Regiment, nach einem oder zwei Tagen Rast, wieder zusammen trat! Welche verliebte Erzählungen, welche frohe Gesichter; wie viele Myrthenbekränzte Stirnen!

Wir kamen durch Berlin, wir betraten den Boden Polens. Sei gegrüßt Land des Heldenmuths! In Ostpreußen ließ uns Napoleon lange manövrieren, ehe wir über den Niemen setzten, der ihn von seinen Feinden trennte.

Nachdem wir den Fluß hinter uns hatten, drangen wir ohne Schwertstreich bis nach Kowno. Hier fing der Krieg an. Von diesem Augenblicke erblickten unsere Plänkerer, aber in weiter, weiter Ferne die Kosacken.

Wilna, wo wir einige Tage später ankamen, ist eine große und schöne Stadt, aber wir marschirten nur durch. Wir zogen weiter über Minsk und Orcha nach Smolensk.

Ende Juli schlugen wir uns unter den Mauern von Smolensk: trotz ihrer unzählichen Kirchen mit grünen Dächern, ihrer Mauern mit dicken Thürmen wurde die Stadt genommen.

Von Smolenſk nach Moskau machte man uns den Weg nur noch zum Schein ſtreitig; wir zogen nach den Städten Dorogobatz, Ghyaſk, Viazma, und einigen anderen, welche der Krieg in Schutthaufen verwandelt hatte, und kamen endlich in Moskau an.

In Moskau erwartete uns der Sieg, der Kremlin und der Rückzug.

Von Venedig war ich ausgegangen, um hin zu gelangen!

Der Hof von Sachsen-Meiningen.

***

Von allen Trabanten, welche unter den Namen Mitglieder des Rheinbundes, sich um das glänzende Gestirn Napoleons bewegten, zeigte sich keiner treuer im Unglück, wohlwollender als das Oberhaupt des Fürstenthums Sachsen-Meiningen. Das Oberhaupt war freilich nur eine sanfte, schüchterne Frau, die Mutter einer interessanten, zahlreichen Familie, welche sie in der Furcht Gottes und Napoleons mit der Sparsamkeit und Einfachheit erziehen ließ, welche in der Einrichtung eines bemittelten Bürgers Deutschlands gang und gäbe ist.

Diese treffliche Prinzessin, deren Name und Titel man in irgend einem genealogischen Kalender jener Zeit nachschlagen mag, herrschte über einige hundert Unterthanen und Unterthaninnen, in Be-

zug auf die guten Absichten, die sie mit ihnen hatte, ganz auf die Art des lieben kleinen Königs von Yvetot, und unterschied sich von diesem Musterregenten, diesem wahrhaft wohlfeilen Fürst, nur durch die Prahlerei und den alterthümlichen Stolz der Leute, die man ihren Hofstaat nannte.

Wenn ich mich recht erinnere, betrug sich die Anzahl der Krieger, welche die würdige Fürstin, als Mitglied des Rheinbundes zur Verfügung Napoleons, aber auf eigene Kosten hielt, auf sechszig oder siebenzig Mann. Dieses bescheidene Armeecorps, welches durch seinen innern Werth wahrscheinlich die Schwäche der Zahl ersetzte, wohnte ganz im Ernste mehren Schlachten der großen Armee bei.

Bei Ratisbon bekam einmal ein Tambour von Meiningen mitten im Gefechte einen derben Fußtritt von einem französischen Grenadier, weil er, da er kein französisch verstand, dem Soldaten den Schwamm, den er verlangte, um sich die Pfeife anzuzünden, nicht gegeben hatte. Nach der Schlacht ging der Bericht ab, und bald darauf erhielt der tapfere verwundete Tambour einen Meiningischen Orden.

Zur Zeit, wo so viele französische Truppen auf allen Straßen durch Deutschland zogen, um Feuer und Schwert in die entfernten Länder des Zaren zu tragen, kam eines schönen Morgens ein Regiment leichter Infanterie in der Residenzstadt Meiningen an, und erhielt Erlaubniß, dort drei Tage auszuruhen. Die französische Galanterie erforderte, daß die Offiziere, die überdies die trefflichen Eigenschaften der Prinzessin kannten, die Gelegenheit benutzten, dieser ihre Aufwartung zu machen. Der Oberst erklärte also nach dem Tage ihrer Ankunft den Offizieren, daß sie einen Besuch abstatten müßten.

Der Mantelsack wurde geöffnet, die Parade-Uniform hervorgeholt. Es ist zwar eine bekannte Sache, daß ein französischer Offizier viel weiß, aber alles braucht er doch nicht zu wissen; wenn man auch nicht gelehrt ist, kann man doch ein tüchtiger Infanterie- oder Cavallerie-Offizier sein. Man bildete sich also ein, die Pracht eines Nordischen Hofes zu finden und richtete seine Toilette darnach ein.

Punkt zwölf stellte man sich, von Ruhm und Sauberkeit strahlend, auf dem Exerzierplatz ein. Das Regiment, welches aus vier vollzähligen Bataillonen bestand, hatte der Prinzeßin 100 Offiziere

von verschiedenem Rang (also etwas mehr, als sie, um die Ruhe Europas erhalten zu helfen, Soldaten stellte) anzubieten, alle waren schön geputzt, blank gewichst und geschniegelt, besonders aber sehr neugierig und spottlustig.

Man zog in guter Ordnung nach dem Schlosse. Da aber, die Kirche ausgenommen, kein Haus ehrgeizig genug war, sich nur um etwas über die Bürgerwohnungen zu erheben, so mußte man einen Einwohner fragen, wo sich das Schloß befände, dem man großmüthig einen so weiten Umfang in Gedanken zugeschrieben hatte. Am Ende einer ziemlich engen Straße (in der, wie man nachher erfuhr, fast alle Kronbeamten wohnten) sah man in bescheidener Höhe ein viereckiges, schmuckloses Gebäude sich erheben, welches, durch die dunkele Farbe seiner Mauern, gegen die kleinen gelben Häuser mit grünen Jalusien abstach, welche in der Nähe herum standen. Spärliche, sehr hohe und enge Fenster ließen durch die kleinen Scheiben nur wenig Licht durch. Man drang durch einen gewöhnlichen Thorweg, vor welchem ein Soldat von den Truppen der Prinzessin ohne sein Gewehr, welches er im Schilderhaus hatte stehen lassen, und mit

einer lächerlich breiten Patrontasche auf dem Rücken, gähnend auf- und abging. Überrascht wie er war, konnte er nicht einmal vor uns präsentiren, um so weniger, da sich ein kleiner Junge in das Häuschen geschlichen, und mit dem Gewehr die Exerzitien nachzumachen suchte: sein langes, verlegenes Gesicht zeigte, wie sehr er sich vor den vielen französischen Offizieren schämte.

Unter der Einfuhr, wo eine Kutsche, vermuthlich der Galawagen der Prinzessin in Remise stand, bemerkte man eine hölzerne Treppe mit einem hölzernen Geländer, von antiker Form, welche zu dem ersten und einzigen Stockwerk des Pallastes führte. Vor dem Offiziercorps ging auf Befehl des Obersten, ein junger Unterlieutenant des Regiments, der vom Rheinufer gebürtig war, und wie er sagte, sehr gut deutsch sprach. Er hatte die wichtige Funktion eines Dolmetschers übernommen. Als man die Treppe hinaufstieg, kam ein Mann in blauer Jacke, eine blaue Mütze in der Hand, vermuthlich von dem ganz ungewöhnlichen Lärmen angezogen, zum Vorschein, erstaunte nicht wenig über die außerordentliche und vermuthlich seltene Erscheinung so vieler Militairs in dem Schlosse, und schien zu

fragen, was man eigentlich wolle. Er war, wie man später erfuhr, der erste und wahrscheinlich auch der letzte Kammerdiener der Prinzessin.

Unser Dolmetscher nahm sogleich das Wort, und belehrte ihn, daß die Offiziere um die Ehre anhielten, der Fürstin ihre ehrfurchtsvolle Aufwartung zu machen. Ein Zeichen, welches er, noch immer mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung machte, und welches so viel bedeuten sollte als: „Wartet hier!" hielt den ganzen Zug auf den Stufen der Treppe zurück, dann öffnete er vorsichtig eine Thüre, die er sorgfaltig wieder hinter sich zuschloß, und verschwand.

Man mußte sich also gedulden, und das Resultat der Conferenz abwarten, welches der Mann wahrscheinlich mit der Gebieterin haben werde. Nach einer Viertelstunde, welche man mit allen möglichen Vermuthungen zubrachte, erschien ein ehrwürdiger Offizier, dessen Alter, graues Haar, Uniform, besonders aber der altpreußische Zopf einen Zeitgenossen Friedrichs des Großen verkündete, näherte sich dem Obersten, der an der Spitze des Zuges stand, und bat ihn auf deutsch um eine Erklärung über den Zweck eines so zahlreichen Besuches. Der Dolmet-

scher beeilte sich, ihm dieselbe Auskunft zu geben, wie dem Kammerdiener.

Er verbeugte sich darauf mit großer Würde, und antwortete, seine Pflicht erheische durchaus, daß er den Wunsch der Herren Offiziere zuerst der Prinzessin mittheile; darauf entfernte auch er sich, und wir mußten neuerdings auf der Treppe Schildwache stehen. Nach einer zweiten Viertelstunde kam der Oberkammerherr (denn diesen Posten bekleidete der Veteran) von neuem zum Vorschein, machte eine tiefe Verbeugung, ließ durch den ersten Kammerdiener, der auch wieder gekommen war, den einzigen Flügel der Thüre öffnen, welche sich den Offizieren gegenüber befand, und gab ihnen mit der Hand höflich das Zeichen einzutreten.

Natürlich glaubte man, daß man erst noch eine lange Reihe von Vorzimmern und Salons zu durchziehen habe. Aber nein. Man trat unmittelbar in eine schmale Gallerie, die ganz ohne Meubel, am Eingange selbst ohne Stühle war, und an dem entgegengesetzten Ende zwei Fenster hatte, an denen mehrere Damen saßen. In der Mitte derselben befand sich die Prinzeßin selbst, die übri-

gen waren ihre Hofdamen, die Granden des Makninger Hofes.

Als man so weit war, stand der Oberkammerherr still, machte sodann halb Kehrt, und zeigte dem erstaunten Dolmetscher, der es dann seinen Cameraden weiter mittheilte, an, daß nach der strengen Etikette, von der man unter keiner Bedingung abweichen könne, kein Fremder bei seiner erlauchten Gebieterin zugelassen werden dürfe, wenn er nicht vorher gebührender Maßen vorgestellt worden wäre.

Man gehorchte, und musterte in der Zwischenzeit die Damen, welche am Ende der Gallerie so ernsthaft und theilnahmlos saßen, als ob sie gar nicht bemerkt hätten, daß ein hundert französische Offiziere in ihrer Nähe wären. Der Oberkammerherr wiederholte darauf mit noch größerer Steifheit laut seine erste Frage: Was wünschen die Herren Französischen Offiziere?

Die Ehre zu haben, der regierenden Fürstin vorgestellt zu werden, antwortete zum dritten oder vierten Male der Dolmetscher, der am Ende die Geduld verlor.

Die Herren werden gemeldet werden, erwiederte der Oberkammerherr.

Darauf machte er eine neue Schwenkung, schritt auf die Prinzeßin und ihren Hof zu, und wiederholte auf Französisch und in folgenden Worten die Aussage des Dolmetschers: Die Herren Offiziere vom .... Regiment leichter Infanterie, zur großen Armee unter den Befehlen des Kaisers Napoleon gehörig, eines Bundesgenossen des Fürstenthums Sachsen-Meiningen (folgten die übrigen Titel) suchen ganz unterthänigst um die hohe Gnade nach, Ihrer Hoheit der regierenden Fürstin vorgestellt zu werden.

Ich werde sie mit vielem Vergnügen empfangen, sagte die Prinzeßin sich erhebend. Sie wendete sich sodann mit großer Güte und Grazie an die Eingetretenen, und fügte mit außerordentlicher Freundlichkeit hinzu: Meine Herren, ich danke Ihnen für die Ehre, welche Sie mir erzeigen; haben Sie die Güte, näher zu treten.

Der Oberkammerherr, der jederzeit von der Pflicht seines Amtes durchdrungen war, beeilte sich mit lauter und vernehmlicher Stimme anzumelden: Das Offiziercorps des .... Regimentes.

So war man denn endlich wirklich und vorschriftsmäßig vorgelassen.

Diese lange, ceremoniöse Vorstellung, diese Hofformalitäten, diese strenge Etikette in einer Wohnung, wo alles, gelinde gesagt, eine so hohe Einfachheit verrieth, hatte die Herren Offiziere in gute Laune versetzt. Auch hatten einige nur mit Mühe das Lachen unterdrückt. Zum Glück lief alles gut ab. Der Oberst war entzückt, daß er sich französisch mit der Prinzeßin unterhalten konnte, und stellte ihr, nach den ersten Complimenten, die Offiziere vor. Das bescheidene Costüm der Fürstin, ihr sanftes und doch wahrhaft edles Benehmen, die wohlwollenden Blicke, welche sie um sich warf, gewannen ihr bald alle Herzen. Nach verschiedenen Fragen, welche sie an den Obersten richtete, und einigen Bemerkungen, in welchen sie eine tiefe Kenntniß der europäischen Politik und eine innige Bewunderung für den Kaiser an den Tag legte, den sie nun immer den erhabenen Napoleon nannte, bat sie den Obersten und die Herren Offiziere, einem Ball beizuwohnen, welchen sie morgen, ihrer Anwesenheit in Meiningen zu Ehren, geben würde, und theilte ihnen zugleich mit, daß sie allen Bürgern habe befehlen

lassen, den bei ihnen einquartirten Soldaten eine Ration Wein zu geben.

Eine Verbeugung, welche sie dem Obersten machte, bedeutete ihm, daß die Audienz beendigt sei; die Gäste, der Oberkammerherr voran, der sie mit dem gewöhnlichen Ceremoniel zurückgeleitete, entfernten sich, mit Verwunderung über diese Hofsitten bei einer so bescheidenen Umgebung, und über die außerordentliche Liebenswürdigkeit und die anmuthige Würde der Prinzessin.

Tags darauf hatte der Ball in derselben schmalen Gallerie, wo der Besuch empfangen worden war, Statt. Die zahlreiche Familie der *Fürstin* wohnte ihm mit der größten Anspruchslosigkeit bei; sie selbst erschien beinah in demselben Anzug, wie den Tag vorher. Wie *Cornelia* konnte sie auf ihre schönen Kinder zeigen und sagen: Das ist mein Schmuck.

Eine solche Gesellschaft hatten die Offiziere noch nicht gesehn. Da waren einige alte Frauen, gekleidet wie zu Zeiten Ludwigs XV., ein Dutzend alter Krieger, versteinerter Ruhm verflossener Jahre, ein halbverwischtes Andenken aus dem siebenjährigen Kriege; unter dem Schutze dieser Ruinen jun-

ge leicht gekleidete, frische Mädchen, die zu allem ja sagten und derb auflachten, und die Kinder der Prinzessin, die sich lustig unter den verschiedenen Gruppen umhertrieben. Kurz da war eine Mischung von deutschem Ernst und Heiterkeit, Ceremoniel und Ungebundenheit, Zurückhaltung und Offenheit, schlechte Wirthshausmusik, und wenig oder gar keine Erfrischungen. Gegen Ende des Balls servirte man etwas kalte Speisen, die jedoch keinen der Gäste verhindern konnten, zu Haus noch einmal Abendbrod zu essen, und darauf war es zu Ende.

Den andern Morgen zeigte die offizielle Zeitung den friedlichen Einwohnern der friedlichsten und besten der Fürstinnen an, daß am vergangenen Tage Ball und Empfang bei Hofe gewesen sei.

Die Pferde des Starosten.

***

Der Brigadegeneral X. ist todt; er ist auf dem Felde der Ehre den Tod der Tapfern gestorben; so sagt man von allen, obgleich das feindliche Feuer wenigstens eben so viel feige, als muthvolle Soldaten hinwegrafft. Der genannte General aber, der sich wirklich durch glänzende Eigenschaften auszeichnete, fiel durch eine Kartätschenkugel in der fürchterlichen Schlacht von Mozaisk, wo mehr als vierzig französische Generale den ungastlichen Boden Rußlands mit ihrem Blute tränkten.

Es war Anfangs Juni des Jahres 1812, als das dritte von dem Marschall Ney befehligte Armee-Corps auf dem Polnischen Gebiete, und an den Ufern

des Niemens manövrirte, welchen der Kaiser noch nicht zu passiren für gut hielt. Wir waren also in befreundetem Lande. Ein vollständiges Armee-Corps, welches, wie ich glaube, unter Marschall Macdonald in Liefland und Curland agiren sollte, folgte der großen Armee, welche damals Badener, Baiern, Würtemberger, Östreicher, Italiener, Schweizer, Spanier und Portugiesen in ihren Reihen zählte. Ich nenne die Polen nicht, weil diese bei uns für Franzosen galten.

Eines Tages erhielt die Brigade X. Befehl, die Cantonnirungen zu beziehen. In solchen Fällen ist das erste, woran ein General, der seine Sache versteht, denkt, daß er sich nach den Schlössern, welche die Landschaft besitzt, nach dem Einkommen ihrer Besitzer, nach der Schönheit der Frauen, nach den Annehmlichkeiten, welche man erwarten darf, erkundigt. Manchmal, aber nur, wenn man dazu aufgefordert wird, forscht man auch den Hülfsquellen nach, welche die Gegend der Armee darzubieten hat, aber das ist eine Nebensache, und bewirkt weiter nichts, als daß man in seinem Rapport die Phrase hinzufügt, das Interesse des Dienstes erheische, daß man diesem oder jenem Ort den Vor-

zug gebe. Die Vorgesetzten, die es nicht besser machen, wissen, woran sie sich zu halten haben.

Der Unstern eines der reichsten Starosten wollte, daß der General X., in Folge eingezogener Erkundigungen, erklärt hatte, daß er nirgends besser aufgenommen sein könne, als bei ihm, dessen Bewohnung man als das Schloß des Überflusses geschildert hatte. Das General-Quartier wurde also dorthin verlegt. Der Starost, dem diese Ehre im Voraus angezeigt worden, und der in der That die beste Seele auf zwanzig Meilen in der Runde war, ging den Gästen eine Strecke entgegen. Die erste Begrüßung war freundlich, selbst rührend. Der General war Hofmann und hatte ein feines Benehmen. Auf den ersten Blick gefiel er seinem Wirthe, der ihn bat, sich ganz als Herrn in seiner neuen Behausung zu betrachten. Der Empfang der Schloßdamen bezauberte den General. In den ersten Tagen drängte sich Fest an Fest; der Adel der Umgegend kam zum Besuch, man jagte, fischte, spielte.

Die Starostin und ihre noch sehr junge Tochter, waren beide reizend; ein Kenner hätte vielleicht der

ersteren noch den Vorzug gegeben und der General war ein so ausgezeichneter Kenner, daß er beide Festungen auf einmal belagerte und einnahm.

Ob der Starost eine Ahnung von dieser doppelten Intrigue hatte, weiß ich nicht; gewiß ist, daß Frau und Tochter nur einen untergeordneten Platz in seinem Herzen einnahmen, und daß er dagegen mehr als alles, mit Leidenschaftlichkeit, mit wahrer Wuth, seine Pferde liebte. Das war der einzige Punkt, in dem er keinen Scherz verstand, alles verzieh er, nur keinen Angriff auf seine prächtigen Ställe.

Eine besondere Vorliebe hatte er für einen herrlichen Postzug Füchse, die in der That sich so gleich an Größe und Farbe waren, daß man hätte glauben können, sie verdankten ihr Dasein dem Zauberworte einer mächtigen Fee. Sie waren von unschätzbarem Werthe; der gute Starost erlaubte daher auch höchstens zwei oder drei mal des Jahres seinem Kutscher, sie vor seiner Kalesche anzuspannen; sollte er sich aber dazu verstehen, so mußte das Wetter vortrefflich, nicht zu kalt, und nicht zu warm, der Weg kurz und gut gehalten sein und er selbst

langgespannt fahren. Die Pferde jemals müde zu machen, kam ihm nicht in den Sinn, und lieber hätte er sich selbst vor den Wagen gespannt.

Eines schönen Nachmittags ließ er sich durch das Drängen seines theuren Freundes, des Generals, welcher die Damen etwas ausfahren wollte, bewegen, eine Spazierfahrt zu gestatten. Aber er war noch keine 200 Schritte vom Schlosse, als er auf den armen Thieren eine leise Spur von Schweiß bemerkte, sogleich wenden, mit aller möglichen Vorsicht die Pferde wieder in den Stall führen ließ, und die Nacht bei ihnen zubrachte.

So waren vierzehn Tage mit der Schnelligkeit eines Augenblicks vergangen, als zum großen Leidwesen der Schloßbewohner, die Brigade Befehl zum Vorrücken erhielt. Der Schmerz war auf beiden Seiten gleich heftig, und der General wurde mit Versicherungen der Liebe, Anhänglichkeit und Freundschaft überschüttet. Was hatte er aber auch alles für seine Wirthe gethan? Eines Morgens hatte ein Stallknecht sich bei dem Starost beklagt, daß ein Kavallerist, der als Ordonnanz bei dem General war, für sein eigenes Pferd ein Bund Heu genommen hätte, welches für die Lieblinge des Schloß-

herrn bestimmt war; auf der Stelle wurde der Schuldige zu seinem Corps zurückgeschickt, als Marodeur bezeichnet, und aus der Elitencompagnie verstoßen. Er war ein Mitglied der Ehrenlegion und hatte sich sein Kreuz auf dem Schlachtfelde von Wagram verdient. Ein anderes Mal hatte der gerechte General zwei Soldaten, die einem Bauer des Starosten ein Huhn hatten stehlen wollen, Gott weiß wie lange Arrest geben lassen, und das Verbrechen sogar in den Tagesbefehl gesetzt.

Wie flossen auch die Thränen den Tag vor der Abreise! Um das Gefühl des ausnehmend empfindsamen Starosten zu schonen, mußte er, auf das ausdrückliche Verlangen seiner Gemahlin, die Nacht vor der Trennung bei einem seiner Pächter, einige Meilen vom Schloß, verbringen. Die liebenswürdige Dame fürchtete, er möchte den Abschied von einem so ergebenen, aufrichtigen Freund nicht ertragen können.

Die Abreise war auf elf Uhr festgesetzt, obgleich die beiden Regimenter der Brigade Befehl erhalten hatten, schon um fünf Uhr sich in Bewegung zu setzen. Aber wie kann man sich so plötzlich von einer geliebten Familie losreißen? Gegen zehn Uhr,

als man im Salon Caffee trank, hörte man auf einmal in der Nähe Trommeln wirbeln; und doch waren die Truppen längst abmarschirt. Bald darauf rückt eine Grenadier-Compagnie, ihren Capitain an der Spitze, in den Hof. Die Leute vom Hause fragen, was das zu bedeuten habe; im Salon sieht man sich erstaunt an. Was wollen diese Soldaten? fragte die zärtliche Starostin den dienstwilligen General, hat die Brigade vielleicht Gegenbefehl erhalten? Leider nein! antwortete er seufzend. Es ist nur ein Picket, welches meine Equipagen eskortiren soll.

Eine Starostin braucht den Militairgebrauch nicht zu kennen, es ist also natürlich, daß sie sich mit dieser Entschuldigung begnügte. Das einen Augenblick unterbrochene Gespräch wird mit Lebhaftigkeit wieder aufgenommen, und die Betheurung, sich niemals zu vergessen, erneuert. Endlich schlägt die Stunde der Trennung und man steht auf. Das Fenster ging auf den Hof; das erste, was der Starostin in die Augen fällt, ist ein angespannter Reisewagen. Schön! sagte sie zärtlich, und warf dem General einen ausdrucksvollen Blick zu; er antwortete mit einem Blick und einem Seufzer.

Allein die Binde, welche Gott Amor der Dame übergeworfen hatte, war nicht dicht genug, um sie ganz blind zu machen. Ein zweiter Blick auf den Wagen, welcher ihr den besten Freund ihres Gatten rauben soll, belehrte sie, daß sechs Pferde vor den Wagen gespannt sind. Ich glaubte, sagte sie dem General, der nicht ganz ohne Verlegenheit ist, daß Sie nur mit vier Pferden reisten.

Gewöhnlich allerdings, entgegnete er, aber sehen Sie nur hin, erkennen Sie den Postzug nicht.

Gott steh mir bei, das sind die Füchse des Starosten!

Die Starostin irrte sich, es waren die Füchse des Starosten. Freilich, bemerkte der General mit großer Kaltblütigkeit, welche Pferde könnten sich mit ihnen messen?

Und Sie nehmen sie mit? fragte die Starostin die Farbe wechselnd. Was wird der Starost dazu sagen?

Es ist bloß ein Versuch, eine Laune, die Sie mir verzeihen werden. Überdieß ist die Sache mit dem Starosten abgesprochen. Franz, Ihr Kutscher, wird sie von dem ersten Dorfe, wo ich meine eigenen Pferde finde, wieder zurückführen.

Ihre Pferde? Ich glaubte, die lägen darnieder, und könnten nicht mehr gehen?

Sie waren in der That in dem ärgsten Zustande. Der General schwieg.

In dem Augenblicke, wo das Gesicht der Starostin Erstaunen und Zweifel auszudrücken schien, wurde die Thüre mit großem Ungestüm aufgerissen und herein trat der Intendant des Starosten, den Hut in der Hand, und mit dem Anschein tiefer Bekümmerniß.

Geschieht es auf Ihren Befehl, gnädige Frau, sagte er auf polnisch, daß man die Pferde des Herrn Starosten vor die Kalesche des Generals zu spannen wagt?

Die Starostin schüttelte unwillkührlich mit dem Kopf, während sie den General fragend anblickte. Er schwieg aber.

So muß ich der Frau Starostin bemerken, fügte der Eingetretene hinzu, daß die Diener des Herrn Starosten ausdrücklichen Befehl von ihm erhalten haben, während seiner Abwesenheit die Pferde nicht herauszulassen; ich muß Ihnen auch anzeigen, daß

sie entschlossen sind, sich mit Gewalt den Absichten des Herrn Generals zu widersetzen.

Es muß hier ein Mißverständniß obwalten, unterbrach ihn die Starostin mit sichtlicher Bewegung und erklärte dem General die Worte des Intendanten.

Ich habe bereits die Ehre gehabt zu sagen, daß ich mich mit dem Starosten darüber besprochen. Madam wird mir keine Unwahrheit zutrauen?

Die Starostin theilte diese Antwort dem Intendanten mit, welcher sich dem Fenster nähert, den Vorhang aufhebt, und seiner Gebieterin gegen fünfzig mit Stöcken, Beilen, Gabeln bewaffnete Leute zeigt. Sie sind fest entschlossen, sagte er auf polnisch, die Lieblingspferde des Herrn mit Gewalt zurückzuhalten.

Das wollen wir sehen, antwortete der General auf polnisch mit verächtlichem Lächeln. Schnell öffnet er das Fenster und befiehlt dem Capitain, die Compagnie die Gewehre laden zu lassen. Der Intendant, der den Befehl verstanden hat, wird todtenblaß. Die Starostin muß sich auf einen Stuhl stützen. Während dieses Gebot vollzogen wird, welches der drohenden Partei im Hof plötzlich alles kriegerische Feuer

raubt, nimmt der General die Hand der erschrockenen Starostin, drückt sie an seine Lippen, verbeugt sich vor der Tochter, welche sich während dieses Auftritts stumm unter den Schutz ihrer Mutter begeben hatte, stammelt einige hergebrachte Complimente und entfernt sich.

Ein Soldat, welcher dem General als Kutscher diente, hatte sich bereits auf den Bock gesetzt, ein anderer war auf eines der Vorderpferde gestiegen. Sein Kammerdiener, der ihn im Hof erwartet, öffnet schnell den Schlag, der General springt hastig hinein, der Kutscher peitscht die Pferde, welche sich anfangs gegen diesen Bruch der Gastfreundschaft bäumen, dann aber in vollem Lauf davonjagen. Der Kutscher des Starosten wirft sich voll Verzweiflung auf den Hintersitz, um nur nicht von seinen geliebten Pferden getrennt zu werden. Klagen und Flüche folgen dem Wagen; die Waffen entsinken den Händen der bestürzten Bauern, und bald ist alles verschwunden.

Einige Tage darauf setzten die Pferde, die schon bedeutend mager geworden waren, mit der Bagage des dritten Corps über den Niemen; sechs Monate später lagen die Leichen der armen Thiere auf der

unseligen Straße von Smolensk nach Moskau. Der treue Diener des Barons verließ die von seinem Herrn und ihm selbst so geliebten Geschöpfe nicht eher, als bis er sie leblos auf der harten, gefrornen Erde liegen sah. Einige Tage später erfror er, vielleicht starb er auch Hungers. Der General fiel, wie gesagt, bei Mojaisk.

Wer soll zuerst aufbrechen?

***

Das Wahre klingt manchmal nicht wahrscheinlich.

Es war gegen Ende des Monats Octobers 1812, als Napoleon eines Morgens auf der Rückkehr von Moskau, mit den damals noch immer bedeutenden Trümmern der schönsten Armee, welche er je unter seinem Befehle gehabt hatte, die zerstörte, beinah ganz verbrannte Stadt Smolensk verließ, um sich über Krasnoi, Orscha und Kowno nach Wilna zu begeben. Die Anwesenheit des in seiner Niederlage noch so großen Mannes, dessen Geist mehr erstaunt als niedergeschlagen zu sein schien, hatte der unglücklichen Stadt, deren Eroberung vor einigen Monaten den Franzosen und Russen so viel Blut gekostet hatte, für einige Augenblicke neues Leben gegeben. Der Kaiser bewohnte mehrere Tage lang

dasselbe Haus, in welchem er sich bei seinem ersten Einzug aufgehalten hatte, das aber seitdem so oft geplündert und zerstört worden war, daß man kaum sein Feldbett darin aufschlagen konnte. Ich sah ihn dort, als er allein, kaum bewacht, in einem Zimmer schlief, das auf mehreren Stellen nicht einmal gegen Wind und Wetter geschützt war. Lauriston, der gerade Dienst bei ihm hatte, lag neben ihm in einem Lehnstuhl; um ihn zu sehen, vor dem damals noch so viele Könige zitterten, brauchte ich nur eine halbangelehnte Thür aufzustoßen. In solchen Zeiten hat man nicht erst sich durch eine doppelte Reihe von Höflingen zu drängen.

Als die Armee von Moskau zurückkam, befehligte zu Smolensk der Divisions-General Graf Charpentier. In der Umgegend der Stadt kantonnirte das neunte Corps, unter den Befehlen des Marschalls Herzogs von Bellune, der nie über die Stadt hinaus kam: dort ließ er sich, man weiß nicht wie, eine ganze Division seines Corps gefangen nehmen. Der Kaiser beabsichtigte, als er Smolensk auf immer verließ, die Citadelle in die Luft sprengen und die Festungswerke zerstören zu lassen, welche aus einer Mauer bestanden, die von mehren

dicken Thürmen flankirt wurde. Der General Charpentier, zu dessen General-Stab ich damals gehörte, wurde zum Stabs-Chef des ersten Corps ernannt, welches unter dem Befehl des Marschall Prinzen von Eckmühl stand, und mußte demnach dessen Corps folgen. Wir erhielten Befehl zum Abmarsch. Gegen vier Uhr Nachmittags verließen wir Smolensk, nachdem wir auf Befehl Feuer in die Wohnungen gelegt und so die Zerstörung der Stadt vollendet hatten. Eine Stunde später hörten wir eine fürchterliche Explosion; die Citadelle war in die Luft gesprungen. Dennoch waren noch eine Anzahl französischer Verwundeter, deren Zustand keinen Transport erlaubte, und welche die Nothwendigkeit zurückzulassen gebot, in der Stadt geblieben. Sie standen unter der Aufsicht einiger Gesundheits-Beamten, die sich sammt ihren Pflegebefohlenen dem Tode verfallen glaubten. Bereits hatten einige Cosacken den Borysthenes passirt, welcher die Mauern der Stadt bespült, und auf den Höhen, welche dieselbe von der Seite von Moskau aus beherrschen, bemerkte man schon Russische Infanterie-Massen.

Das erste Armee-Corps marschirte die ganze Nacht; es folgte dem vierten und den Schluß machte

das dritte, unter den Befehlen des unglücklichen Herzogs von Elchingen, dem der Kaiser als dem Tapfersten den ehren- aber auch gefahrvollsten Auftrag ertheilt hatte, die Arriere-Garde zu bilden *). Man kam eine Stunde vor Tagesanbruch in dem Dorfe Krasnoi an, welches auf einer Höhe gelegen ist, die man auf einem steilen Wege erklimmen mußte, auf dem die Artillerie des vierten Corps einen Theil ihres schweren Geschützes hatte stecken lassen. In der Nacht hatte sich ein neues Russisches Corps

*) In dieser Nacht fiel in meiner Gegenwart folgende Scene vor. Marschal Davoust war an der Spitze der Trümmer seines Armeecorps. Ein General, jetzt Mitglied der Deputirten-Kammer, näherte sich ihm, um ihm von einen so eben vollzogenen Auftrag Bericht abzustatten. Das genügt noch nicht, sagte der Marschall, Sie müssen wieder nach hinten zurückkehren. Der General unterbrach den Marschall mit den Worten: Erlauben Sie, ich werde nicht zurückkehren. — Wie? — Ich befehlige eine Brigade, und meine Stelle ist an ihrer Spitze. — Ich befehle Ihnen zu gehorchen. — Das werde ich nicht, gewiß nicht, Herr Marschall. — Davoust läßt, außer sich vor Wuth, eine Compagnie Genie-Sapeurs herankommen, fodert dem widerspenstigen General seinen Degen ab, bricht ihn über dem Knie entzwei, und wirft die Stücke weit weg, darauf befiehlt er den Sapeurs, sich des Generals zu bemächtigen, der die ganze Nacht zwischen einer doppelten Reihe Soldaten marschieren mußte.

dem angeschlossen, welches bereits dem Vorrücken des Kaisers und des vierten Corps, welches die Vorhut bildete, Einhalt zu thun gesucht hatte, so daß uns der Feind dort jetzt mit bedeutenden Streitkräften erwartete. Sobald es Tag wurde, bemerkte man Tausende von Kosacken am Horizont umherstreifen; die Infanterie-Massen setzten sich bei unserm Anblicke nach allen Richtungen in Bewegung und deckten sich durch Kanonen, welche sie auf Schlitten fortziehen ließen. Die Russen eröffneten das Feuer. Als das Gefecht hitzig wurde, wärmte ich mir die Füße an einem Bivuakfeuer, welches die Sapeurs eines der Regimenter in der Eile angezündet hatten. Der Marschall, der sich nicht weit davon befand, suchte den Plan des Feindes zu errathen. Der General Charpentier, neben dem ich vor dem Feuer hockte, hatte noch eben mit mir gesprochen; er war aufgestanden, ohne daß ich es bemerkt hatte. Plötzlich schlägt eine Kanonenkugel mitten unter unser Feuer, springt, nachdem sie uns mit Asche, Funken und Kohlen bedeckt hat, wieder auf, und reißt, fünfzig Schritte weiter hinten, eine Reihe Soldaten nieder, die sie von der Seite faßte. Die plötzliche Erscheinung der feindlichen

Kugel setzte alle, die wie ich, sich wärmten, in Bestürzung; ich sprang auf, sah mich verwundert nach dem General um, den ich pflichtgemäß nicht verlassen durfte. Die Kugeln häufen sich; die nächste Division erhält Befehl sich in Bewegung zu setzen: während sie geschlossene Colonnen bildete, um zum Quarree zusammenzutreten, suche ich immer, aber vergebens, nach meinem General. Voll Besorgniß erblickte ich endlich den Prinzen Eckmühl, welcher zu Fuß, in einen herrlichen Polnischen Rock gekleidet, ein Perspektiv in der Hand, allein, ganz allein den Feind beobachtet, näherte mich ihm, zeige ihm an, daß ich seinem neuen Stabschef beigeben sei, den ich seit einigen Augenblicken nicht mehr bemerke, und erhalte die Erlaubniß bei ihm zu bleiben.

Der Feind entwickelte beträchtliche Streitkräfte und schien uns die Passage wehren zu wollen; wir hatten ihm nur die Truppen des ersten Corps und die junge Garde, unter den Befehlen des Marschall Herzog von Treviso entgegenzusetzen. Der Kaiser hatte sich unter dem Schutz der Trümmer der alten Garde Luft gemacht. Man wollte nichts weiter, als durchkommen, und nur die Defensive

beobachten; aber bei alle dem mußte man gute Haltung zeigen und dem Feind nicht den moralischen Vortheil, das Übergewicht des Siegers einräumen, welches oft den Gewinn der Schlachten entscheidet, und welches er sich bei der Stellung der beiden Armeen nur zu leicht anmaßen konnte. Auch durfte man sich nicht zu sehr von dem in Smolensk zurückgebliebenen Corps Neys isoliren. Ich war dem Marschall schon eine Stunde lang gefolgt, ohne daß er Gelegenheit gefunden hatte, meinen guten Willen in Anspruch zu nehmen. Endlich fand sich Mittel dazu. Gleich beim Anfang des Gefechts hatte der General Gerard (der jetzige Marschall) Befehl erhalten, in dem Dorf Krasnoi, dem linken Flügel des Feindes gegenüber, Position zu nehmen, um die rückgängige Bewegung unserer Rechten zu erleichtern. Da der Marschall es für nöthig hielt, daß auch diese Division sich zurückzog, so trug er mir auf, den Befehl zu überbringen. Ich gehorchte.

Ich habe bereits gesagt, daß man eine Höhe ersteigen mußte, um zum Dorfe zu gelangen; obgleich ich zu Fuß war, kam ich doch nur mit Mühe an, und den Reitern ging es noch schlimmer, denn diese mußten bei der Glätte jeden Augenblick vom Pfer-

de steigen. Als ich in Krasnoi hineinging, machte mich die Todesstille, welche daselbst herrschte, nicht wenig betroffen. Ich wendete mich nach der Seite, wo ich auf die Truppen des General Gerard stoßen mußte. Kein Mensch ist da. Ich wendete mich nach einem andern Punkte: wieder niemand zu sehen, überall Stille, Einsamkeit. Im Augenblicke, wo ich um eine Straße biegen will, höre ich einen dumpfen Lärm von Waffen und Fußtritten: ich stehe still, sehe mich um, ohne mich zu zeigen, und erblicke eine Russische Colonne, die, die Tamboure an der Spitze, ohne die Trommeln zu rühren, sich näherte. Es war die höchste Zeit, daß ich meinen eigenen Rückzug beschleunigte. Ich warf mich rechts*, nach der Straße von Orscha, und stieg so schnell als möglich hinab. Unten am Fuße des Berges fand ich einen Französischen Posten, und weiter hinten die ganze Division Gerard, welche sich ohne Befehl zu erwarten, aus dem Dorfe zurückgezogen hatte. Nachdem ich mir die Freiheit genommen, dem General Gerard selbst meine Verwunderung darüber an den Tag zu legen, erfüllte ich, obwohl etwas spät, meinen Auftrag, und kehrte nach dem Ort zurück, wo ich den Marschall verlas-

sen hatte. Nachdem ich ihm berichtet, mit welcher Eile das Corps sich zurückgezogen hatte, was ihn jedoch nicht besonders in Anspruch zu nehmen schien, verließ er seinen Platz, und machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte. Ich bemerkte, daß er sich von dem Punkte entfernte, wo sich die unter ihm stehenden Truppen schlugen, und daß er sich der Gegend näherte, wo sich die Regimenter junger Garden befanden, welche guten Stand hielten. Dort fiel ein schönes Holländisches Regiment von der Garde fast bis auf den letzten Mann. Nachdem wir eine Zeitlang in derselben Richtung gegangen waren, begegneten wir einem Offizier von dem Stabe des Armeecorps des Marschall *** welchen der Prinz fragte, ob er nicht wisse, wo sich der Marschall aufhielte. Der Offizier erbot sich, uns zu ihm zu führen. Wir folgten einem Hohlwege. Das Kanonen- und Gewehrfeuer dauerte fortwährend, und die Kugeln flogen über uns hin. Nach zweihundert Schritten fanden wir den Herzog ..... Der Stabsoffizier entfernte sich.

Die beiden Marschälle redeten sich, ohne sich zu begrüßen, an. Da ich mich nicht berechtigt glaubte, Unterredungen zuzuhören, so hielt ich mich in be-

scheidener Weite, und vernahm Anfangs nur einige abgerissene, unbedeutende Worte; einige Augenblicke später aber erhoben beide ihre Stimme so laut, daß ich bald auf den Grund ihres Gespräches kam. Es handelte sich nämlich von der Bewegung, welche der Kaiser seinen Generalen anbefohlen hatte. Ohne Zweifel hatten sie, jeder insbesondere, Befehl erhalten, hier so lang als möglich mit ihren Armeecorps Stand zu halten, um Napoleon Zeit zu lassen, mit seiner Eskorte fortzukommen und ihre Operationen so viel als möglich mit denen des Herzog von Elchingen in Verbindung zu bringen. Aber der Kaiser hatte aus Vergessenheit, oder aus sonst einem Grunde nicht bestimmt, welches Corps vor dem andern den Platz verlassen sollte. Das war eben die Frage, über welche die beiden berühmten Krieger sich jetzt stritten. Nachdem man sich gegenseitig alle Gründe entwickelt hatte, welche man zur Vertheidigung seiner Sache für passend hielt, ging man zu Vorwürfen, zu Beschuldigungen, spitzen Reden und endlich zu Beleidigungen über! Alle Geschichtschreiber, welche die Denkwürdigkeiten russischer Feldzüge beschrieben haben, gestehen die fürchterliche Demoralisation der Armee während des

Rückzugs ein, niemand hat den ganzen Schleier gelüftet, welcher diese widrige Episode des großen Trauerspiels bedeckte. Generale, Offiziere, Soldaten, alle hatten nur Einen Gedanken, nur Ein Ziel, ihre eigene Erhaltung; um sie zu sichern, wurde jedes Mittel angewandt. Alle Energie, selbst die Ehre war erloschen. Habe ich doch mit eignen Ohren gehört, wie zwei berühmte Marschälle, der Stolz Frankreichs, sich Angesichts eines dritten darum zankten, wer auf der Flucht zuerst aufbrechen sollte.

Die Plünderung der Kasse.

***

Noth kennt kein Gebot.

In den ersten Tagen des Monats December 1812 kamen die Trümmer der herrlichsten Armee vor den Thürmen von Wilna an. Wie lange hatten sich diese entwaffneten, beinahe leblosen, durch die Rauhheit des Climas besiegten Krieger, diese von Kälte und Hunger verfolgten Schatten nach diesem Ort gesehnt, der ihnen das gelobte Land schien, wo sie wieder Betten und Brod zu finden hofften. Die Enttäuschung war schrecklich, schrecklich wie der Tod, den man langsam auf sich zukommen sieht. Der Kaiser hielt sich nur einige Stunden auf; er ertheilte der französischen Behörde, welche sich noch in der Stadt befand, Befehl, dieselbe unverzüglich zu räumen, und nur so viele Gesundheitsbeamten zurückzulassen, als gerade genug war, um den Schein

zu vermeiden, als ob man die ungeheure Anzahl von Kranken und Verwundeten aufgeben wollte, die sich hergeschleppt hatten, um hier den Tod zu finden. Schwärme von Kosaken waren der Armee von Flüchtlingen, welche sich nach dieser Stadt gedrängt hatten, vorausgeeilt, folgten ihnen, und hatten die umliegenden Höhen besetzt. An einem der nördlich gelegenen Thore waren sogar mehrere derselben mit den erschrockenen Truppen, welche vor ihnen flohen, in die Vorstadt gedrungen. Eine vollständige 7 — 8000 Mann starke Division, die im schönsten Zustande war und aus einigen neu rekrutirten Regimentern bestand, welche man den herrlichen Gefilden Toskanas und Etruriens entrissen hatte, war zwei Tage vorher, warm gekleidet und mit Lebensmitteln reichlich versehen, aus Wilna ausgerückt, um den Einzug der großen Armee von Moskau zu decken. Zwei Tagemärsche dem Armee-Skelette entgegen, hatten bei der fürchterlichen Kälte, von welcher auch das nur zu berühmte neun und zwanzigste Bulletin spricht, genügt, sie zu vernichten. Dem erhaltenen Befehl gemäß fand man die Division zwölf Stunden von Wilna auf der Landstraße, vollzählig, in guter Ordnung, in schö-



nen neuen Röcken, aber ohne Bewegung, erfroren, todt. Ein beträchtlicher Transport von Brod, welchen dieses hingeschiedene Corps begleitet hatte, und welchen die Leichen noch zu bewachen schienen, sperrte den Weg. Man plünderte ihn. Die fliehenden Schatten schlangen hinunter so viel sie konnten, und fielen dann auf ihre erstarrte Cammeraden.

Ein anderer Tod wartete derer, welche keinen Theil an diesem unseligen Mahle genommen hatten. Die Furcht vor den Kosaken, die ganz grundlos war, aber sich aus der allgemeinen Auflösung und Entmuthigung erklären ließ, hatte alle Bande der Ordnung und Disciplin zerrissen; man stieß, man drängte sich, einer stieg auf den andern, um zuerst in die Stadt zu gelangen; Schwächere wurden von den Stärkern mit Füßen getreten, die Garnison mußte die Todten wegräumen, um den Lebenden Platz zu machen. Als sich die Nachricht verbreitete, daß die Stadt unverzüglich geräumt werden solle, daß der Kaiser beinah allein, ohne alles Gefolge abgereist sei, mordete man sich an den Thoren um herauszukommen, wie man sich gemordet hatte, um hineinzubringen. In allem lag der Tod. Was übrig blieb, marschirte unter dem Schutz der Garnison

von Wilna, die in gutem Stande war, auf der Straße von Kowno nach dem Niemen. Eine Kasse, vermuthlich die des großen Hauptquartiers, die man während der Nacht vorausgeschickt hatte, wurde ebenfalls unter Eskorte auf dieser Straße weitergebracht. Man hatte berechnet, daß sie einige Tage vor dem Gros der Flüchtlinge auf dem Preußischen Gebiet ankommen könnte. Das Geschick hatte es anders bestimmt.

Einige Werste von der Stadt ist ein nicht hoher, aber steiler Abhang, der durch das Eis und den sonstigen schlechten Zustand des Weges, welcher durch die Artillerie sehr verdorben war, noch schwieriger zu ersteigen war, als sonst. Dort erhielt die französische Ehre, welche durch die gegen uns verschworenen Elemente bereits so traurig gelitten hatte, noch einen härtern Schlag. Die Geldwagen waren, gut gebaut, und noch ziemlich gut bespannt, ohne Unfall bishierher gekommen; hatten sich auch bereits einige Schwierigkeiten gezeigt, so war doch dadurch nur der Eifer der Trainsoldaten angefeuert worden, welche unter Fluchen und Peitschenhieben den Schatz glücklich weitergebracht hatten. Die Eskorte hatte sogar selbst zu wiederholten Malen theils ge-

zogen, theils an den Rädern geschoben. Das Gold flößt eine Art Ehrfurcht ein. Die Kasse muß vor Allem durch, sagten die ermüdeten Soldaten und strengten ihre letzten Kräfte an. Auf dem Abhang aber konnten Pferde nicht weiter. Man hatte noch Vorspannpferde: sie wurden auch noch angeschirrt, alle Peitschen knallten, aber die schweren Wagen rührten sich nicht und blieben wie angenagelt sitzen. Die Eskorte steigt ab, schiebt nach, aber nichts will helfen. Die Ober- und Unter-Zahlmeister, die Conducteurs, die Commissäre, alle sahen sich erschrocken an und zitterten vor dem Gedanken eines solchen Schiffbruchs. Man wußte, daß der Kaiser befohlen hatte, man sollte das Geld nicht eine Beute des Feindes werden lassen. Man fragt sich um Rath, man spricht sich Muth ein, und sucht den erloschenen Eifer der Pferde wieder zu beleben. Aber der harte, spiegelglatt gefrorne Schnee machte jede Anstrengung zu Schande, man verlor die Zeit mit Zaudern und kam nicht weiter.

Ein General erscheint in seinem Schlitten und fragt was vorgeht. Mein General, sagte ein Zahlmeister, die Kasse wird durch ein Hinderniß auf-

gehalten, welches unübersteiglich scheint, wir fürchten stecken zu bleiben.

Der General steckt auf einen Augenblick die Nasenspitze aus einer ungeheuren Wildschur heraus, in die er sich eingehüllt hatte und sagte: das kann Ihr Ernst nicht sein. Die Kasse muß fort, muß durchaus fort. Was würde Se. Majestät sagen? Peitschet die Pferde und vorwärts! — Darauf steckt er seine Nase wieder unter den Pelz, und gibt seinem Kutscher ein Zeichen, daß er mit dem Wagen vorüberfahren soll. Man sieht sich wieder an, während die Fuhrleute, muthlos wie die Pferde, sich mit ihrem eigenen Hauche zu erwärmen suchen. In demselben Augenblick meldet man, daß ein großer trefflich bespannter Artillerie-Park, vermuthlich ein Reserve-Park, der nicht über Wilna herausgekommen war, kaum noch einige hundert Schritte von den Wagen entfernt sei. Einer der Kommissäre sprengt dem General nach und hält den Frostigen an. Es gilt hier, rief er, die Rettung des Schatzes; wie wenn man sich der Pferde eines Artillerie-Parkes bemächtigte, welcher hinter uns kommt?

Ein Artillerie-Park? fragte der General, noch-

mals seine Nasenspitze auf das Spiel setzend, ein Artillerie-Park?

Ja wohl, mein General. Zu was braucht man jetzt noch Kanonen?

Wer sollte es glauben? Der schmähliche Antrag wird angenommen. Befehlen Sie, sagt er, daß die Pferde zu Ihrer Disposition gestellt werden; ich verlasse mich auf Ihren Eifer, und werden, wenn Sie den Schatz retten, einen Bericht über Sie machen. Fort!

Der Park hatte sich genähert. Man sprach den ihn befehligenden Offizier an. Was, sagt er vor Zorn erröthend, ich soll meine Pferde hergeben? Wer ist der Schelm, der den Befehl gegeben hat? — Aus dem Schlitten, der einen Augenblick angehalten hatte, antwortet es: Ich. — Nicht möglich. — Verlangt man, sagte der Offizier, sich dem Schlitten nährend, in Ernst von mir, daß ich meine Geschütze Preis geben soll! — Ja, Herr, ganz ernstlich. — Ich aber werde es nicht thun, wenn man mir nicht einen Befehl von meinem unmittelbaren Vorgesetzten zeigt. Wie Herr! Ich verlange Gehorsam und das schnell. Ich bin der General R..., Adjutant des Kaisers und mache Sie verantwortlich

für alles, wenn dem Schatz etwas zukommt. — Welche Kälte, setzte er leise hinzu. Ich werde noch erfrieren. — Aber General, klagte der Offizier, — diese schöne Artillerie! — Pah, ist es jetzt Zeit, sentimental zu werden? Gehorsam will ich oder ich mache meinen Rapport. Ihr Name, Herr? — Artilleristen vorwärts! Ich schere mich den Teufel um den Schatz, die Pflicht geht vor Allem!

Der Park, der einen Augenblick angehalten hatte, zieht trotz den, halb unter der Wildschur erstickten Flüchen und Verboten des Generals vorüber. In demselben Augenblicke vernimmt man aus einer kleinen Gruppe der längs der Straße zerstreuten Flüchtlinge den furchtbaren Ruf: die Kosaken. In demselben Augenblicke fliegt auch der Schlitten des Generals, des Beschützers des Schatzes, dahin und verschwindet. Die Zahlmeister verschwinden, die Conducteurs verschwinden, die Eskorte zerstreut sich und alles läuft rechts und links davon. Eine andere Stimme, oder vielleicht dieselbe, welche noch eben die Kosaken angekündigt hatte, rief jetzt: Hierher, Freunde, hierher, helft den Schatz plündern. Dieser Ruf sammelte die Banden der Nachzügler, welche wie die Geier auf die kostbaren Wa-

gen stürzen, und die Schlösser mit allem, was sie in die Hand bekommen, zerschlagen. Die Kasse springt auf, die Soldaten, Knechte, Beamten, selbst die Offiziere, wühlten in Gold und Schande. Die Fünffrankenstücke wurden verschmäht und in den Schnee geworfen. Aber den ersten Plünderern folgen andere; jeder will den besten Platz, man schimpft und schlägt sich. Die, welche keinen guten Antheil erhalten können, gerathen in Wuth und ziehen ihre Säbel, einige der Zuerstgekommenen, welche sich, die Taschen voll Gold, entfernen wollen, fallen unter ihren Streichen. In wenigen Augenblicken geht eine und dieselbe Rolle Napoleons in verschiedene Hände über. Von neuem ertönt das Geschrei: die Kosaken! Diesmal aber ohne Erfolg. Die Goldgier ist stärker als die Furcht, und die Wagen werden nicht eher in Stich gelassen, als bis sie ganz leer, zerbrochen und auf den mit dem Blute der Räuber gerötheten Schnee umgestürzt sind. Als der Kaiser den Bericht über diesen Vorfall erhielt, zerriß er ihn, nachdem er die ersten Zeilen durchlesen hatte.

Das Vaud'eville an der Wolga.

***

Singen und Lachen.

Im Herbste 1813 wurde ein Transport französischer Gefangener, der ungefähr aus 30 Offizieren und gegen 100 Soldaten bestand, auf Befehl der russischen Behörde nach dem traurigen Flecken Soligalitz, einige Werste von Kostroma, einer ziemlich bedeutenden an den Ufern der Wolga gelegenen Stadt geschickt. Achtzehn Monate mußten die Unglücklichen in diesem elenden Orte aushalten, der aus einigen hundert hölzernen Häusern besteht, die sich inmitten eines ungeheuern Fichtenwalds erheben. Eine Kirche mit fünf Thürmen, ein Bazar, einige steinerne Häuser waren die einzigen Gebäude, welche Soligalitz verschönerten. In den Russischen Städten liegt die amtliche Gewalt in den Händen

zweier Behörden; die bürgerliche besteht aus dem Sprawenik oder Maire, und die militairischeaus dem Gorbnitz oder Gouverneur. Dieser hat den Vorrang, und unter ihm standen natürlich auch die französischen Gefangenen. Als das von einem Offizier der Drouginas (eine Art National-Miliz, welche den Dienst im Innern that, während die Armee außerhalb des Landes war) angeführte Convoi in zwei Reihen auf dem Bazar aufgestellt war, wurde dem Gorodniz Meldung gemacht. Die Offiziere stiegen aus ihren Kibitken, welche man ihnen für sie oder ihre Bagage eingeräumt hatte, und stellten sich an die Spitze des Detaschements, um so die Ankunft des Gorodniz zu erwarten. Während deß schlossen die Bauren und Kaufleute einen Kreis um die durch moralische und physische Leiden erschöpfte Gefangenen. Endlich kam der Gorodniz, nachdem er das Detaschement lang genug hatte warten lassen, in Gesellschaft des Offiziers an, welcher das Detaschement angeführt hatte. Es wurde Revue gehalten, um den Effektivbestand der Anwesenden zu constatiren. Einige dieser armen Soldaten hatten noch etliche Fetzen von ihrer ehemaligen Uniform gerettet, andere trugen Kleidungsstücke, welche sie der Großmuth

der Polen oder Deutschen verdankten, andere Uniformen, welche sie gefallenen Feinden abgenommen hatten. Die Offiziere sahen nicht besser aus; nur wenige, die in Polen oder Preußen sich durch Capitulation ergeben hatten, besaßen noch ihre Uniform oder wenigstens einen Mantel, die meisten waren bei ihrer Gefangennehmung geplündert worden, und hatten sich von dem halben Papierrubel, welchen sie täglich erhielten, erst wieder neu kleiden müssen. Alle trugen einen französischen Soldatenrock, den ihnen die Russen nach Wegnahme unserer festen Plätze aus den Magazinen ausgeliefert hatten.

Nach beendigter Revue wurden die Soldaten in kleine Trupps getheilt und sammt den Offizieren nach den Quartieren geführt, wo sie bleiben sollten, bis man ihnen ein größeres steinernes Gebäude anweisen könnte, das nur halb fertig war, und als Caserne eingerichtet werden sollte. Die Offiziere wurden in die besten Häusern verlegt, obgleich die vornehmsten Einwohner durch Geschenke an den Gorodnitz sich von dieser Belästigung losgemacht hatten. Jeder Soldat erhielt täglich 8 Kopeken (zwei und einen halben Sous), eine Ration elenden Gerstenbrodes, dessen Gewicht nicht in al-

len Provinzen gleich war, damit mußte er leben, wenn er nicht durch eigene Industrie sich etwas zu verdienen wußte. Obgleich die Russische Regierung so wenig für diese Unglücklichen that, hatte sie doch dafür gesorgt, daß ihnen die Gouvernements angewiesen wurden, wo die Lebensmittel am wohlfeilsten sind. Das Kuhfleisch, das einzige, welches der Gefangene sich verschaffen konnte, kostete zehn Kopeken das Pfund; dies wurde ein oder zweimal die Woche gegessen, nachdem man es, durchgefroren wie es war, vorher langsam hatte aufthauen lassen. Große Rüben, die unseren Rettichen gleichen, Kuhfleisch und Hasen bildeten ihre Nahrung. Mit den Hasen hat es seine eigene Bewandniß. Das Fell derselben bleicht sich in Rußland, so wie die Kälte kommt, der Art, daß es fast nicht von dem Schnee zu unterscheiden ist, der dort so lange die Erde deckt. Der Werth seines Pelzes ist dann dreimal so hoch als sonst, daher ein Sporn für die Bauern, den Thieren einen erbitterten, aber stillen Krieg zu erklären. Der Adel nämlich, und vielleicht auch einige reiche Kaufleute genießen allein des Jagdrechtes. Da die Bauern keine Flinte führen dürfen, so sind sie darauf beschränkt, sich der Schlingen zu bedie-

nen, mit denen sie trotzdem eine ungeheure Menge dieser sich schnell vermehrenden Thiere fangen. So konnte man in Soligaliz an den Markttagen, d. h. zweimal wöchentlich fünfzig Schlitten voll abgezogener Hasen sehen, die sammt und sonders nicht mehr als zehn Kopeken das Stück kosteten. Wenn das Kuhfleisch zu theuer war, so kochten die Gefangenen ihre Suppe mit Hasenfleisch, und machten darn mit Rüben ein Ragout daraus. Doch war das letzte Gericht, da es Butter erforderte, fast nur den Offizieren möglich, die sich außerdem wohl noch Hühner, Eier, Gemüse und manchmal auch Kartoffeln verschafften konnten. Als Getränk diente für Allesammt der Cuach, ein schlechtes Gebräu aus Gerste, das mit einem gewissen Kraut vermischt in Gährung gebracht wird. Bei großen Festen, z. B. am Tage des heil. Napoleon, erlaubte man sich einige Flaschen schlecht bereiteten Bieres, etwas Wodka und trank auf die Siege der französischen Armee.

Zwei Tage nach Ankunft des Convois war die Caserne zur Aufnahme der Gefangenen in Stand gesetzt; sie mußten sich mit einer Etage begnügen, welche aus einem großen kalten Saale, in den alle

Soldaten hineingepackt wurden, und aus einem etwas kleinern Zimmer bestand, in das alle Offiziere kamen, welche sich nicht auf ihre Kosten in der Stadt cinquartieren konnten. In noch einer dritten Kammer befand sich ein Ofen, in dem alles gekocht werden sollte. Einige Offizieren mußten, da es gar zu eng war, in dieser Küche wohnen. Das ganze Ammöblement war aus einigen Stühlen, die man der Behörde abgebettelt hatte, und aus einer Bank zusammengesetzt, welche nach Russischer Sitte, längs den Wänden lief. Tische bekam man erst nach wiederholten Reclamationen. Zum Lager hatte man etwas Stroh, zu Decken etwas Sackleinewand; Brennholz hatte man in Überfluß, sobald man es sich selbst aus dem Walde holen wollte.

Ach wie lang, wie traurig, wie öde sind die Tage, wenn man verlassen, unglücklich, von allem entblößt, zwölf hundert Stunden von seinem Vaterlande entfernt ist. Womit sollte man die Zeit verbringen? Wenn das rauhe Wetter, was nur zu häufig geschah, das Ausgehen verhinderte, so sang man, man tanzte, zankte sich, erzählte sich zum tausendsten Male die leidigen Ursachen der Ge=

fangenschaft; die Lügner ließen ihrer Einbildungskraft freien Lauf, und fanden immer Zuhörer, die nichts besseres zu thun wußten. Die Sinn und Talent für Handarbeiten hatten, verfertigten Spiele aller Art, Schach, Dominos und Damen. Man hatte sich auch Karten zu verschaffen gewußt und spielte nun mit wahrer Leidenschaft. Als aber alle diese Mittel abgenutzt waren, brach die Langeweile doch wieder durch und man mußte auf etwas neues denken. Ein Offizier, der eine ungestörte Heiterkeit besaß, und während die Andern verzweifelten oder schliefen, Couplets und Epigramme machte, verfiel auf den Gedanken, man sollte in der Caserne ein Theater errichten und Comödie spielen. Zuerst lachte man ihm in das Gesicht und nannte ihn einen Narren. Er begann sein Stück zu schreiben. Nachdem man darauf das Local gründlich untersucht hatte, fand man allerdings bedeutende Schwierigkeiten, aber auch, daß der Plan nicht ganz unmöglich sei. Es fehlte eigentlich nichts als Platz und Bretter, Nägel, Papier, Farben, Leinewand, Costüme und Werkzeuge. Alle andere Hindernisse waren siegreich überwunden worden.

Man fing damit an, einen Theaterfond zu er-

heben, zu dem jeder, selbst die Feinde des Projektes, die keinen Geschmack an dem Schauspiel fanden, beisteuern mußten. Alles was die Offiziere von ihren 10 Sous, mit denen sie Kleidung, Küche und Wäsche bezahlen mußten, übrig behielten, wurde ebenfalls dazu geschlagen. Ein leicht einzureißender Verschlag von Brettern trennte die Offizierstube von dem Sale, in welcher die Soldaten wohnten. Letztere versprachen, ihre Chefs zu unterstützen, und so wurde beschlossen, daß die Stelle, wo der Verschlag stand, die Gränzlinie sein sollte, welche die Bühne von den Zuschauern trennte.

Während der aufgeweckte Verfasser dieses Planes interessante Scenen aneinander reihte und witzige Couplets schmiedete, richtete man das Theater auf, welches schnell genug in Ordnung war, obgleich man von allem entblößt, und Geld und Muth mehr als zwanzig mal ausgegangen waren. Die Rollen wurden geschrieben, ausgetheilt und einstudirt. Nur Eines setzte die Herren in Verlegenheit. Woher sollten die, welche die Damenrollen übernommen hatten, Frauenkleider bekommen? Man beschloß endlich, sich in dieser Noth an den Gorod-

niß selbst zu wenden. Eine Deputation, welche aus dem Verfasser des Stückes, dem Maschinisten und dem Decorateur, und dem ersten Komiker bestand, welchem die Hauptrolle anvertraut war, begaben sich zu dem Gorodniß unter dem Vorwand, ihn einzuladen, daß er die erste Vorstellung des Monsieur Bobesche, Vaudeville in einem Act, mit seiner Gegenwart beehren möge, in der That aber, um die Frau Gorodniß um die nöthigen Gewänder zu bitten. Der geizige, boshafte und mürrische Gorodniß nahm anfangs die Deputation nicht gnädig auf. Auch darf man nicht verhehlen, daß ihm die Sache zu fabelhaft vorkam. Denn der Mann konnte mit seinem beschränkten Verstande nicht einsehen, wie arme, hülflose Gefangenen sich das zu einer solchen Unternehmung Unentbehrliche hatten verschaffen können. Überdies war er kein Freund von solchen Vergnügungen und hatte wahrscheinlich in seinem Leben keiner dramatischen Vorstellung beigewohnt. Endlich aber gab er nach, ertheilte die verlangte Erlaubniß, und versprach mit seiner ganzen Familie zu erscheinen, obgleich er sammt allen Mitgliedern derselben kein Wort französisch verstand. Aber das war nur der leichte Theil der Aufgabe

gewesen; schwerer war es, die Frau des Gorodnitza zu bewegen, daß sie ihre Garderobe Preis gab. Die Beredsamkeit der Deputation, durch einen Dolmetscher geschickt ins Russische übersetzt, siegte auch hierin, die Neugierde that auch das Ihrige, die Kleiderschränke wurden geöffnet, alles Brauchbare herausgenommen, zusammen eingepackt, nach der Caserne gebracht, und dort an die Schauspieler vertheilt.

Eines schönen Abends also, nach eingenommener Mahlzeit, die aus Eile noch spärlicher ausgefallen war, als gewöhnlich, hatte die ersehnte Vorstellung Statt. Dem Gorodnitz war gemeldet worden, daß man um sechs Uhr anfangen würde. Der Vorhang wurde nicht aufgezogen, weil man keinen hatte, und die Anschaffung die Mittel der Unternehmer bei weitem überstiegen hätte, aber ein Gefangener, der glücklicherweise eine Clarinette gerettet hatte, blies mit aller Gewalt als Ouvertüre auf diesem Instrumente die Arie herunter: Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Der Gute war überzeugt, der Gorodnitz würde die zarte Anspielung zu würdigen wissen.

Den Inhalt des Stücks kann man sich leicht

denken. Nach uraltem Gebrauche kam darin ein Verlobter aus der Provinz vor, Hr. Bolrsche, der sich vor allen lächerlich und abgeschmackt benimmt, und ein Pariser, der jung und liebenswürdig ist, wie alle, und seinen Nebenbuhler prellt und verdrängt. Das Ende war eine Heirath und eine Reihe Couplets, deren Schlußverse von Allen mitgesungen wurden. Man wird einsehen, daß es nicht leicht war, Zuschauer aufzuheitern, die kein Wort Französisch verstanden, aber der Verfasser ergab sich in sein Schicksal und rechnete nur auf den Beifall seiner Landsleute. Allein als die Schauspielerinnen erschienen, die sich auf die verkehrteste Weise mit den Kleidern der Gorodnitza ausgestattet hatten, als diese sah, daß einer immer häßlicher aussah, als der andere, brach sie und die ganze Versammlung in ein unauslöschliches Gelächter aus; das Lachen wurde ein Krampf, der Besorgniß erregte. Der Hochmuth des Gorodnitz hielt eben so wenig Stich, als der seiner Kinder und sein Gefolge, alles lachte wie rasend. Die Schauspieler selbst, sammt dem Souffleur, konnten der Ansteckung nicht widerstehen, und lachten, so daß die Vorstellung eine Zeitlang unterbrochen werden mußte. Endlich

legte sich der Tumult und das Stück kam ohne Unfall zum Schluß.

Den andern Morgen verbreitete sich das Gerücht von dem Erfolg der dramatischen Künstler durch den Flecken. Fama that das Ihrige, und übertrieb gehörig. Die Kaufleute wollten wenigstens das Theater sehen, und strömten nach der Caserne. Die ganze Einwohnerschaft gerieth in Bewegung; Morgens und Abends wurden die Schauspieler von Gästen bestürmt, welche sie mit Fragen überhäuften, und sie baten, sich eben so anzukleiden, wie am Abend der Darstellung. Man bat den Gorodnitz um eine zweite Vorstellung und erbot sich, den Eintritt zu zahlen. Die Weigerung der Gefangenen, öffentlich zu spielen, erbitterte die Neugierigen, sie schworen, wenn man bei verschlossenen Thüren spiele, würden sie die Caserne stürmen. Endlich stieg der Lärm so sehr, nahm einen so ernstlichen Charakter an, daß der Gorodnitz, im Interesse der öffentlichen Ruhe und vielleicht auch der Gefangenen selbst, sich genöthigt sah, ihnen eine zweite Vorstellung zu verbieten und ihnen zu befehlen, das Theater abzutragen und alles wieder an seinen alten Platz zu schaffen.

Monsieur Bobeche wurde also trotz seines guten Erfolges nicht wieder gespielt, und die Gefangenen mußten sich eine neue Beschäftigung suchen. Aber noch lange wird das Andenken an ein so denkwürdiges Beispiel französischer Resignation und Fröhlichkeit fortleben. Napoleon mußte Moskau erobern, damit die Russen sehen konnten, was sie nie gesehen hatten, und vermuthlich nie wieder sehen werden: ein Vaudeville an der Wolga.

Elend und Glück.

***

Als unsre „Freunde die Feinde" in dem Frieden von 1814 die Bourbons wieder auf den Thron Frankreichs gesetzt hatten, dachte man auch daran, den Militairs, welche als Gefangene in Rußland schmachteten, wieder den Weg in ihr Vaterland zu öffnen. Der Tag, wo diesen Leidensgefährten angezeigt wurde, daß sie in ihr Vaterland zurückkehren sollten, war ein Tag des Glücks. Die Deutschen waren zuerst ausgewechselt worden und ihnen folgten die übrigen Alliirten, welche in unsern Reihen gefochten hatten. Darauf kam die Reihe an die Franzosen. Jeder Offizier erhielt 100 Papierrubel, für die er sich die nöthigsten Effekten anschaffen mußte, jeder Soldat bekam einen abgetragenen Russischen Überrock, ein Stück Gerstenbrod, einen Tages-Sold von fünf Kopecken. Damit wünschte man ihnen ei-

ne glückliche Reise. Die, welche wir bereits in Soligalitz haben ein Vaudeville aufführen sehen, hatten nicht weniger als zwölf hundert Stunden zurückzulegen, ehe sie die Gränze ihres geliebten Vaterlands erreichen konnten. Eine solche Reise hat ihre Schwierigkeiten, wenn man von allem entblößt ist, aber wenn man der Ermüdung zu unterliegen fürchtete, so sagte man sich: ich werde Frankreich, ich werde meine Familie wiedersehen, und das richtete wieder auf. Und doch kamen viele unterweges um. Wie schmerzlich ist der Tod in einem Augenblick, wo man das Ende aller Leiden vor Augen sieht! Ein Convoi von ungefähr zwölf hundert Soldaten und Unteroffizieren, an deren Spitze gegen dreißig Offiziere von jedem Rang marschirten, verließ in den ersten Tagen des Monats Juni 1814 die Stadt Kostroma.

Sechs Offiziere dieses Convois, die in intimer Freundschaft mit einander lebten, Ruhmes- und Leidensgenossen, hatten für die Reise ihren ganzen Reichthum in eine gemeinschaftliche Kasse gelegt, die der sparsamste und verständigste unter sich hatte. Er gab jeden Morgen an, was man am Tage

ausgeben dürfe, schrieb alles auf und zahlte aus. An eine Zwischen-Mahlzeit, an eine Befriedigung einer Laune des Appetits war nicht zu denken, man aß um zu leben und mußte sich mit dem Nothwendigsten begnügen; niemand durfte essen, niemand seinen Durst löschen, außer wenn die übrigen fünf denselben Wunsch theilten. So lange die hungrige Caravane durch erbärmliche Dörfer zog, wo man sich nichts anders schäffen konnte, als Schwarzbrot, Milch, manchmal etwas Butter oder ein Huhn, ging alles vortrefflich. Als man aber nach Städten kam, wo man bei jedem Schritt einer Versuchung ausgesetzt war, wo man ihnen Branntwein, Bier und selbst Wein anbot, fühlten unsre arme Reisenden erst die Last ihres Elendes. Die kleinste Extra-Ausgabe brachte auf mehrere Tage ihre Finanzen in Unordnung. Es war hart, aber man näherte sich dem Vaterlande und lebte in der Hoffnung. Zuweilen hatten sie allerdings auch einige Freuden; hier und da kauften sie um sehr geringen Preis Kaffee und Zucker, zuweilen machten sie sich auch mit Thee Punsch, denn Rußland war damals, in Folge der Continentalsperre, mit Colonialwaaren überschwemmt, die daher so wohlfeil waren,

daß selbst die Gefangenen sich deren verschaffen konnten.

So zog man durch ganz Rußland, Liefland und Curland. In Mietau starb ein Mitglied des Bundes am Tage seiner Ankunft, und wurde mit Ehren von den Überlebenden zur Erde bestattet, die dafür mehrere Tage sich mit Wasser und Brot behelfen mußten. Trotzdem war die Kasse bald erschöpft, und keine Hoffnung auf eine Unterstützung, ehe man nicht Königsberg erreicht hatte, wo sich, um die Rückkehr der Gefangenen zu fördern, ein französischer Commissär befand. Sie wurden in einem kleinen Hafen im frischen Haff eingeschifft, und erreichten endlich nach einem schrecklichen Sturm, die zweite Hauptstadt Preußens, wo sich in der That ein französischer Oberst mit einer weißen Kokarde befand, der jedem Gefangenen etwas Geld auszahlen sollte; aber die Summe war so unbedeutend, daß es eher einer Mystifikation gleichsah, und man voraussehen konnte, welches Schicksal den Armen in Frankreich selbst vorbereitet werden würde. Glücklicherweise verbreitete sich das Gerücht, daß sich ein Bankier bereit erklärt habe, aus bloßem Menschengefühl, den Offizieren, welche es wünsch-

ten, einiges Geld vorzuschießen. Einer der fünf Offfziere entschloß sich, den Versuch zu wagen, und begab sich, obgleich sein Anzug — ein alter Rock, Stiefeln ohne Sohlen, kein Hemde, ein Lumpen als Halstuch — ihn ein wenig in Verlegenheit setzte, zu dem Kaufmann. Er wurde in ein prächtiges Cabinet geführt, wo er den Bankier fand, der, nachdem er sich den Anlaß des Besuchs hatte erklären lassen, ihn kurz fragte: Wer sind Sie? — Französischer Offizier. — Sie kommen von Rußland zurück? — Ja und wünsche... — Wie viel? — Hundert Thaler. — Setzen Sie sich an das Büreau und schreiben Sie drei Briefe an drei in Frankreich bekannte Personen, die ich weiter besorgen werde, und fügen Sie einen Wechsel über die verlangte Summe bei. Der Offizier schrieb, der Bankier nahm die Briefe, las sie, öffnete sodann seine Kasse, und zahlte das Geld aus, mit welchem er stolz zu seinen Cameraden eilte. Zwei derselben machten dem Kaufmann ebenfalls einen Besuch und erreichten nicht weniger ihren Zweck. Da man auf diese Art zu Geld gekommen war, schaffte man sich vor Allem die nöthigsten Kleidungsstücke an und erlaubte sich sogar zwei oder drei gute

Mahlzeiten. Bald erhielt man Befehl, nach Berlin zu marschiren. Man machte die Reise in dem Postwagen, versagte sich nichts mehr, und gab alle Öconomie auf. In Berlin ließ man die Thaler des Bankiers springen und behielt nicht mehr als gerade nöthig war, um nach Frankreich zu gelangen, wo man wieder einen französischen Agenten zu finden hoffte.

Zum Unglück hatten die Reisenden die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie wurden hie und da so tüchtig geprellt, daß sie noch nicht halbwegs und schon eben so arm waren, wie in Königsberg. Aber es fand sich kein Menschenfreund mehr. In Hanau, wo sie die kostspielige Diligence aufgeben mußten, nahmen sie einen Miethwagen bis nach Frankfurt, unter der Bedingung, daß sie ihn erst bei ihrer Ankunft zu zahlen brauchten. Mehr als einmal war man Abends genöthigt, sich krank zu stellen, um sich nur ohne Abendbrot zu Bette legen zu können. Aber der Gedanke an das Vaterland hielt aufrecht und so kamen sie endlich mit leerem Magen und leeren Taschen in Frankfurth an. An den Thoren erkundigte sich der Fuhrmann, in welchem Gasthause man abzusteigen dächte. Man

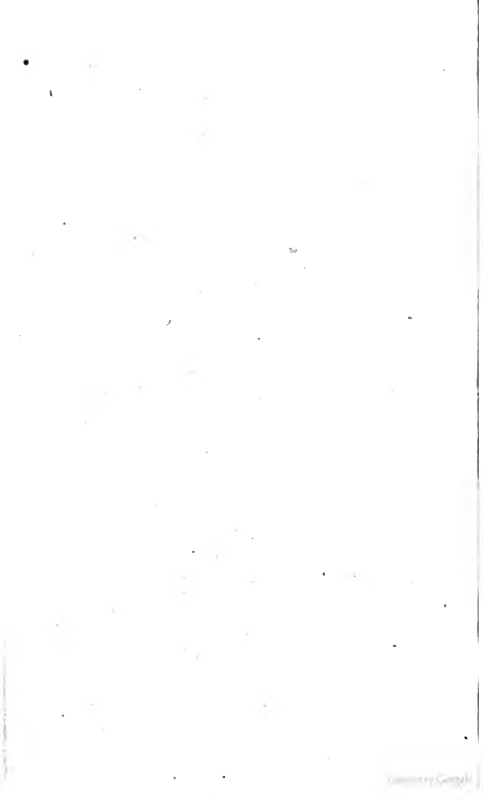
überließ ihm die Wahl, denn man dachte, daß der Fuhrmann, der so ziemlich den Zustand ihrer Finanzen kennen mußte, sie nach einem bescheidenen Wirthshause bringen werde. Aber nein, der Schelm fuhr sie, vielleicht um sich über sie lustig zu machen, nach einem herrlichen Platze, in das prächtigste Hotel der Stadt. Sogleich stürzten ihnen zehn Bedienten entgegen, halfen ihnen aussteigen und erkundigten sich, wo ihre Bagage hingebracht werden solle. Da man deutsch frug, so stellten sich die Reisenden, als ob sie nichts verständen. Im Hineingehen verlangten sie eine Stube, höchstens zwei, da sie fest entschlossen waren, sich im Nothfalle zu dritt in ein Bett zu legen. Kaum war dies geschehen, als man ihnen anzeigte, daß das Abendbrot an der Table d'hôte servirt sei. Sie hätten sich gern mit etwas Brot und Käse begnügt, aber dazu fand sich nicht Geld genug vor, und man beschloß daher, sich ohne Umstände an die Tafel zu setzen.

Eben wollten sie ihr Zimmer verlassen, als der Fuhrmann mit einer langen Rechnung hereintrat, auf der alle von ihm unterwegs gemachten Auslagen aufgestellt waren. Welcher Schreck, als man

erfuhr, daß er noch denselben Abend fort wolle, weil er auf einem Dorfe weniger verzehren würde, als in Frankfurth. Man bat, man beschwor ihn, seinen Entschluß zu ändern, anfangs blieb er unbeweglich, zuletzt gab er jedoch dem Versprechen eines Schadenersatzes nach. Man setzte sich endlich an den Tisch, wo schon eine Menge Gäste Platz genommen hatten. In der Mitte saß ein Herr, dem man, gegen die Gewohnheit der Wirthstafeln, wo die vollkommenste Gleichheit zu herrschen pflegte, mit mehr Achtung zu begegnen schien. Einer unserer Reisenden erkundigte sich nach diesem Herrn, dessen Benehmen höchst zuvorkommend war, und o glückliches Ereigniß! es war eben der Abgeordnete Frankreichs, und er wohnte in demselben Hotel.

Unsere armen Teufel fanden das Abendessen vortrefflich; alle Gerichte verschwanden mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit von ihren Tellern. Aber das war nicht genug, die Hauptsache war, mit dem Herrn Abgeordneten in Berührung zu kommen. Beim Dessert wagte, als schon einige Personen den Tisch verlassen hatten, der Muthigste, sich dem Diplomaten zu nähern, und kündigte sich als

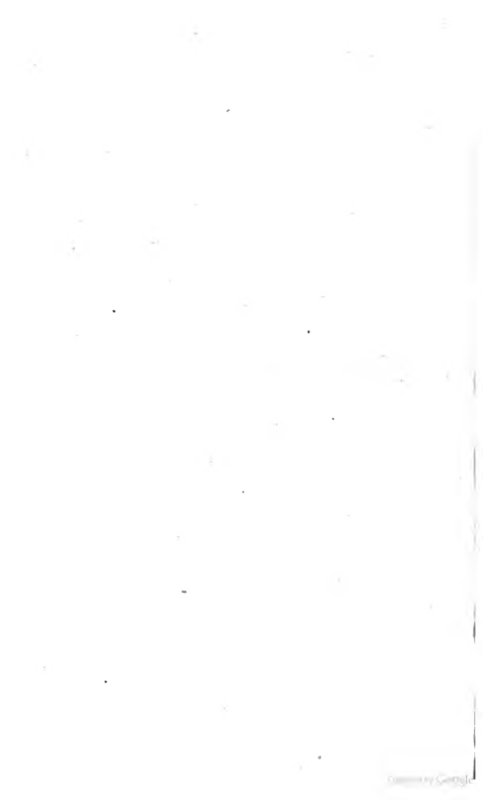
Landsmann an, der so eben von Rußland zurückkehre. Der Abgeordnete benahm sich vortrefflich, zeigte sich über ihr Unglück gerührt, und ließ Champagner kommen. Während man Gesundheiten trank, ließ einer ein Wort über die Schwierigkeit fallen, nach Frankreich zurück zukommen. Man kam der Sache näher, wurde empfindsam und bat zuletzt um eine Privatunterredung, die auf den andern Tag, um die Frühstückszeit bei dem Herrn Abgeordneten anberaumt wurde. Man schlief vortrefflich. Um 11 Uhr des andern Morgens saß man bei dem Abgeordneten, an einem reichlich versehenen Tisch und gestand, das Glas in der Hand, die verzweifelte Lage ein. Der Abgeordnete war nicht hartherzig, er begriff, was man von ihm verlangte, und legte fünfzig Napoleons auf den Tisch, wogegen er einen von allen fünf gemeinschaftlich ausgestellten Empfangsschein erhielt. Man dankte ihm herzlich und bezahlte den Fuhrmann. Tags darauf reisten die fünf Freunde nach Frankreich ab, wo sie bald über Mainz und Saarbrück anlangten.



Die

Franzosen vor Antwerpen.

1832.



17. November.

Einzug in Belgien.

***

Eine schöne, vortreffliche Armee rückte am 15. November in Belgien ein. Am 20. nahm sie ihre einstweilige Stellungen von der Straße von Breda an bis nach Grammont und Audenard, während eine fünfte Division als Reserve sich in Valencienne, Lille und Maubeuge aus den Eliten-Compagnien des 4. Bataillons eines jeden Linienregiments sich bildete. Zu gleicher Zeit landete der Belagerungspark zu Boom, mindestens drei Stunden von Antwerpen, und die Verwaltungsbehörden, die Feldlazarethe richteten sich nicht ohne Mühe hinter der Angriffslinie ein. Um dieselbe Zeit traf auch ein englischer Commissär, der Oberst Caradoc, im französischen Hauptquartier ein, und blieb daselbst wäh-

rend der Dauer der Belagerung. In den ersten acht Tagen aßen die Truppen, ehe eine regelmäßige Vertheilung der Lebensmittel angeordnet werden konnte, an den Tischen der Belgier. Der plötzliche Wechsel der Kost schien jedoch der Gesundheit nicht zuträglich zu sein. Die Kochkunst scheint in Belgien noch in ihrer Kindheit und zwischen der Küche der frères Provençaux und der eines vornehmen Flamanders oder Brabanters ist ein ungeheurer Unterschied. Zum Glück konnten nur wenige Soldaten diesen Unterschied bemerken, allein ein Gastronom konnte nicht umhin, die gewöhnliche bescheidene Kost der französischen Offiziere in ihrer Garnison der besten belgischen Tafel vorzuziehen. Die Kartoffeln, die unabwendbare Grundlage aller Mahlzeiten, nehmen hier nicht die eleganten Formen, die sinnreichen Verkleidungen an, unter denen sie bei uns sich bis auf die Tafel der Reichen stehlen; hier erscheinen sie nackt, bloß mit ihren eigenen Reizen geschmückt, von gesottener Butter begleitet, in die man perfider Weise immer einen Gedanken von Weinessig mischt. Nach der Suppe, die nichts als ein dünner Brei in Spartanischem Geschmack ist, und in der das forschende Auge des hungrigen

Franzosen vergebens eine Brotrinde sucht, da nichts als Lorbeerblätter und einige Reißkörner darin schwimmen, welche die Köchin gewissenhaft hineingezählt hat, — kommt die Carbonade, ein entartetes zweideutiges Bastardbeefsteak, welches unsere Soldaten witzig einen Schuhabsatz nannten, der seine Eisen oder Nägel verloren habe; darauf ein in Wasser gekochtes Gemüse, sodann ein von Pflaumen umgebener Braten, ein Braten, den die „Moeder" nicht aus Händen läßt, als bis er durchgedörrt und vollständig ausgetrocknet ist. Diese liebenswürdige Kost, in der wenig oder gar kein Wechsel vorkommt, wird mit braunem oder weißem Bier, manchmal auch mit etwas Wein, der in Liqueur-Gläsern servirt wurde, heruntergeschwemmt; zum Schluß erhält man recht gute Butter und ein Stück holländischen Käse, den der Wirth, aus Sparsamkeit, oder, wie er sagt, aus wahrhaftem Patriotismus knapp genug zumißt. In den Häusern, in welche schon die Civilisation gedrungen ist, bemerkt man jedoch Fortschritte, dort erscheint schon Kaffee, den ein Schmecker gefärbtes Wasser nennen würde, von dem der Eingebornen aber unbeschadet seine zehn Tassen trinkt, unter dem Schutze

einer gefüllten Zuckerdose. Der Zucker ist in Belgien gut, und nur in einigen Häusern, wo man auf Nationalität hält, muß man sich mit braunem Zucker begnügen, den man vermuthlich vorzieht, um der Hypokrene Voltaires überhaupt einigen Geschmack beizulegen. Nach dem Kaffee dehnen die Gläser, die für den Wein eine so kleine Gestalt angenommen hatten, sich auf eine in der That unmäßige Weise für den Gennevre und ein Getränk aus, das man, selbst nach unserem zweiten Einzug in Belgien und Angesichts von 50,000 Kennergurgeln, französischen Branntwein zu nennen wagt.

Was auch gewisse Parteien behaupten mögen, im Allgemeinen war doch unsre Aufnahme freundschaftlich. In Enghien, einer kleinen Stadt, durch welche der Herzog von Orleans mit der unter ihm stehenden Arrieregarde nur durchzog, hatte man Erfrischungen für das Corps zurecht gemacht und eine gute Anzahl der Einwohner suchte die Freigebigkeit der Munizipalbehörde, welche einige zwanzig Tonnen Porter hatte anzapfen, und Tausende von Butterbroden dazu herrichten lassen, noch zu überbieten, indem sie unsern Soldaten mit der den Bel-

giern eigenen Gastlichkeit eine artige Masse Warmbier anboten, damit sie sich von ihren Mühen erholen könnten. Warmbier! Eine Aufmerksamkeit, die man den guten Bürgern von Enghien anrechnen muß. Wie schade, daß man ihren Eifer und ihr Bier hat verkalten lassen. Und da wir einmal der Butterbrode gedacht haben, so müssen wir ihnen auch ihre Ehre widerfahren lassen: sie stehen bei jeder Mahlzeit obenan, selbst bei dem Frühstück, wo der Kaffee doch eigentlich mit der Milch den Zepter führt; sie werden so dünn, wie möglich, geschnitten, und von aller Welt in Unzahl verschlungen. Die „Moeder" macht sie zurecht und man würde ihr höchstes Erstaunen erregen, wollte man das Brod auf eine andere Weise schneiden, ja sie kreuzt sich und schreit wol auf, wenn man ein Stück ungeschmiertes Brot herunteressen wollte; eine Rinde, die man trocken, ohne Butter äße, zöge ihr eine Ohnmacht zu. Endlich wurde die Belgische Küche durch die Vertheilung von Lebensmitteln verdrängt, und die Gastfreundschaft brauchte sich nur auf Feuer und Licht und ein selten gutes Bett zu beschränken. Das Letztere besteht nämlich aus einer Art Sarg, der mit einer einzigen Ma-

tratze oder einem Federbette versehen ist, die meist kürzer sind, als das Holz der Bettstellen, und an die man ein Paar Leintücher genäht hat, die nicht größer sind wie Servietten. Man hat Soldaten gesehn, die sich in vollem Ernst nach dem Strohlager des Bivuaks gesehnt haben. Die unerschöpfliche Heiterkeit unsrer Soldaten, die merkwürdige Thätigkeit, die Leichtigkeit, mit welcher sie sich in fremde Sitten schicken, die Ausdauer, mit der sie scherzend alle Mühe und Entbehrungen ertragen, setzt noch immer unsre Verbündeten in Erstaunen. Gleich nach ihrer Ankunft mußten sie schon der Artillerie und dem Genie in ihrer Arbeit helfen; aber sie thaten es gern und übel erging es dem, der sich ungeschickt benahm, er wurde auf der Stelle die Zielscheibe des Spaßmachens vom Regiment. Faschinen und Schanzkörbe gingen unter ihren Händen hervor, ohne daß der competenteste Richter daran etwas hätte aussetzen können. Es schien, als hätten sie ihr ganzes Leben nichts anderes gethan. Die Belgische Regierung hatte, wie es heißt, dem Marschall Gerard 200,000 Faschinen versprochen, aber man fand deren kaum 20,000 fertig, der Rest wurde unter Absingung der Parisienne und Mar-

failleise angefertigt. Noch sind die Laufgräben nicht eröffnet, und die Belagerungs-Arbeiten das Thema aller Gespräche. Die alten Soldaten erzählen, was sie gesehn und mitgemacht haben; besonders spricht man von den Feuerballen, welche dem General Chasse zugeschickt werden sollen, eine neue Erfindung, zu deren Anwendung man einen Professor aus der Metzer Kriegsschule hat kommen lassen. Man versichert, daß ihre Wirkung fürchterlich sei und keine Casematte ihnen werde widerstehen können. Seit einigen Tagen nehmen die Truppen Abends Position, um sich von da zu den Posten zu begeben, welche ihnen bei Eröffnung der Belagerung bestimmt werden. Alles ist bereit, alle Herzen sind voll Hoffnung, man fürchtet nichts, als daß die Gefahr durch die Zauberruthe der Protokolle verschwinden möchte. Ein Soldat sagte in seiner energischen Sprache: Wenn man sich nicht schlägt, so reiß ich die Kokarde vom Schako und steck ein Butterbrod dran auf.

9. December.

Belagerungs-Arbeiten.

***

Den Zögerungen der Conferenz, dem Hinund-herziehen der Diplomatie ist endlich ein wirklicher Kriegszustand gefolgt. Man schießt, man kanonnirt, man bombardirt, und die ultima ratio regum läßt ihre offizielle und entscheidende Stimme ertönen. Zwei Parallelen sind um die Citadelle abgesteckt. Die zweite (denn eine erste hat es der vielen Häuser wegen, welche um den Platz herumliegen, und die Chaßé bei der Kürze der Zeit nicht hat wegschaffen können, nicht gegeben) ist 400 Metres von der Festung entfernt und ist in einer Nacht mit einem Glück, einer Geschicklichkeit und besonders mit einer Kühnheit angelegt worden, die beinah beispiellos in der Kriegsgeschichte ist. Erst den 30.

November Morgens hat der alte Chassé die Franzosen auf allen Posten bemerken können, welche die Belgier bisher besetzt gehalten hatten. Ein sechs Fuß breiter und drei Fuß tiefer Graben deckte eine unzählige Menge Arbeiter. Einige Tage darauf war der zweiten Parallele schon eine dritte gefolgt, die fast schon die Mauern des Platzes berührte. Die Minen- und Sappen-Arbeiten wurden unter der Leitung des Generals Haxo begonnen, dessen Talente, unerschütterliche Kaltblütigkeit, und große Erfahrungen die beste Bürgschaft des Erfolgs liefern. Die Artillerie wetteifert mit dem Genie im Wissen und Muth. Sie überschüttet die Feinde mit Bomben, Kugeln und Granaten; schon ist zwei mal Feuer im Innern der Citadelle ausgebrochen, wo der Commandant kaum mehr allem Stand bieten und seinen alten Ruf aufrecht halten kann.

Eine Anzahl Infanterie-Soldaten, die im Voraus von der Artillerie und dem Genie dazu bestimmt worden, wird zur Eröffnung der Trancheen befehligt. Offiziere von jedem Rang theilen sich, unter dem Commando eines Transchee-Majors, der selbst wieder unter einem General steht, dessen Dienst

nur vier und zwanzig Stunden dauert, in die ganze Länge der Parallelen, und übernehmen auf den ihnen angewiesenen Punkten eine Abtheilung dieser Arbeiter. Diese haben, ehe sie sich nach dem sogenannten Depot der Tranchee begeben, Säbel, Patrontasche und Schako abgelegt, ihre Interimskappe aufgesetzt, das Gewehr übergehängt, den Lauf zu unterst, und fünf Patrone und ein Stück Brot eingesteckt. So kommen sie, in zwei Reihen, im Depot an, und erhalten dort vom Genie, die erste Reihe eine Hacke und eine Schüppe, die zweite Reihe nur eine Schüppe, und eine Faschine oder einen Schanzkorb. Darauf führt man sie Nachts und in der größten Stille hinter die Parallellinie, dort machen sie halbkehrt, legen ihre Waffen ab, wenden sich wieder zu dem Feind, und fangen sogleich die Eröffnung der Tranchee an, wobei sie von andern Infanterie-Soldaten, die ihre Waffen behalten haben, geschützt, und durch Genie-Sapeurs angeleitet werden. Im lockeren Boden, wie er fast durchgehends um die Citadelle ist, graben sich die Arbeiter in weniger als drei Stunden ein. Es versteht sich, daß die herausgeholte Erde nach vorn ~orfen wurde, um eine Wehr zu bilden, die nach

der Seite des Feindes zu die Tiefe des Grabens um so viel vergrößert.

Wenn Chassé, der diesen Abend ohne Zweifel sammt seinen Schildwachen geschlafen hat, auf seinen Wällen gewacht hätte, würden die Kartätschen fürchterliche Lücken in unsere Reihen gerissen haben. Wie tapfer auch der französische Soldat sei, welche Ergebenheit und tiefe Kenntniß der Offizier, welche Kaltblütigkeit in der Gefahr auch das Genie und die Artillerie besitzen mag, so herrschte doch unter dieser großen Anzahl unerfahrener Arbeiter auf so vielen Punkten, in einer finstern Nacht, während der Regen in einem fort herabströmte, einiges Schwanken und Zaudern. Aber bald machte sich Alles besser. Man arbeitete mit bewundernswürdigem Eifer, und mit beständiger Heiterkeit: die Witze und Militair-Späße folgten sich, aber mit leiser Stimme, so regelmäßig wie die Schläge der Hacken. In diesem Augenblick erschienen die Prinzen und der Marschall Gerard in der Tranchee; ihre Gegenwart brachte einen großen Eindruck hervor, doch werde ich mich wohl hüten, einem gewissen Journal nachzuerzählen, daß sie mit lautem Jubel empfangen worden wären, da man kein Freudengeschrei

auszustoßen pflegt, wo der Befehl erlassen ist, womöglich seinen Athem an sich zu halten.

Ein Theil der speziellen, für den Angriff bestimmte Regimenter lagerte in einem der Citadelle sehr nahegelegenen Kreise; ein anderer hält die Dörfer weiter hinten besetzt, von denen aus sie Detaschements und Wachen bis unter die Kanonen des Platzes vorschieben. Jedes Regiment stellt nach der Reihe seine Mannschaft zu der Trancheenwache und den Belagerungsarbeiten, die ermüdend sind, aber auch Gelegenheit geben, sich Ruhm zu erwerben, was ein genügender Ersatz ist. In der Umgegend ist die kleinste Hütte mit Soldaten angefüllt, welche dort gegen die Strenge der Jahreszeit Schutz suchen; eine Thüre, die noch an ihrem Platz ist, ein Fenster, das noch die Hälfte seiner Scheiben gerettet hat, und durch di. Kugeln noch nicht ganz zerschmettert ist, gilt für Luxus, den man sich einander beneidet. Dort herrscht überall die lärmende, militairische Rührigkeit, von der man sich keinen Begriff machen kann. Die Straßen sind mit Detaschements von allen Waffengattungen bedeckt, welche sich auf ihre Posten begeben, oder von ihnen zurückkehren: dort ist eine Ordonnanz, hier ein Stabsoffizier,

dort Artillerie, hier ein Verwundeter, den man in eins der Feldlazarethe trägt, welche zum Theil in den Landhäusern außer dem Bereich der Kanonen eingerichtet sind, aber doch jenes Bild der Verwüstung darbieten, welche die Folge jeder starken Truppenbewegung ist.

In der Transchee, in den Batterien, auf den gefährlichsten Posten gibt der ernsthafte Vorfall zu Scherzen Anlaß; man lacht über Alles, selbst über die Art, wie einer verwundet worden ist, obwohl man zugleich ihm zu Hülfe eilt, und ihn fortschafft. Verachtung des eigenen Lebens und Sorge für das Anderer geht Hand in Hand. Nach der Seite von Antwerpen, besonders aber im Innern der Stadt sieht man weniger freundliche Gesichter; der Anblick dieser reichen Stadt ist düster, todt; kaum daß noch einige öffentliche Häuser offen sind. Der positive Kaufmann verträgt sich nicht mit den ruhmvollen Träumen des Kriegers, überdies sind bereits aus unsern eigenen Batterien einige Bomben in die Stadt gefallen, und haben trotz der Vorsicht der Diplomatie und unserer Artilleristen mehrere Antwerpner getödtet. Abends entfaltet sich vor unsern Vorposten, welche den Deich auf dem rechten

Schelbeufer bewachen, ein herrliches Schauspiel: der Hafen mit den holländischen Kanonierbooten, ein Theil der Stadt, mit seinen großen Gebäuden und Thürmen, die Citadelle, auf der von einer hohen Stange eine ungeheure holländische Fahne herabweht, auf dem linken Ufer die flandrische Spitze mit ihren Batterien: dies Alles wird von den Bomben und Granaten beleuchtet, welche die Luft durchschneiden. Wenn zuweilen die französischen Batterien und die der Citadelle zugleich Feuer geben, und sich ein Gewehrfeuer zwischen unsern Arbeitern und den Soldaten Chassé's anspinnt, wird der Anblick noch wunderbarer und die Atmosphäre scheint in Flamme zu stehen. Dem Donner folgt ein augenblickliches Schweigen, alles sinkt in tiefe Nacht, bis gleich darauf wieder das Feuer von allen Seiten ausströmt.

14. December.

Ein Besuch in den Transcheen.

***

Wer ein Freund von starken Erschütterungen ist, wer schon gegen das Melodrama und Mimodrama und selbst die abstoßenden Gemälde der neuern Dramas abgestumpft ist, folge uns einen Augenblick in die Transchee. Nur muß ich voraus bemerken, daß das Schauspiel vier und zwanzig Stunden dauert (die Wache der Graben bleibt einen Tag und eine Nacht, die Arbeiter nur zwölf Stunden); dies dürfte Vielen zu lang dauern, besonders da mancher ruhmbedeckte Zuschauer dort die Trompete des jüngsten Gerichts wird abwarten müssen, und noch niemand weiß, wann der eigensinnige Commandant der Citadelle den Vorhang herunterlassen wird. Aber die Länge des Stückes

kann ja niemanden mehr abschrecken, seit man die Republik, das Kaiserreich und die hundert Tage in den Rahmen des Cirque-Olympique gedrängt und die erhabenen Ereignisse jener großen Zeit so klein zugeschnitten hat, daß sie unsre arme Gegenwart nicht erdrücken. Wir treten aus dem Dorfe St. Laurent, unweit der berühmten, jetzt von uns besetzten Lünette, gleichen Namens, hervor, und lassen Berchem, wo der General-Stab sich befindet, links liegen. Ehe wir zu der Transchee gelangen, kommen wir vor einer hübschen Kirche vorüber, welche dem Heiligen geweiht ist, der ad majorem Dei gloriam sich auf dem Roste verbrennen ließ. Um die Langeweile des Weges zu verkürzen, will ich ein Wort über den ehrwürdigen Pfarrer dieses bescheidenen Tempels einschalten, den man ebenfalls zur Verherrlichung Gottes in ein Lazareth verwandelt hat; denn gewiß wird Gott mit Freuden den menschenfreundlichen Eifer sehen, mit welchem die Chirurgen den unglücklichen Verwundeten beistehen. Der Pfarrer von St. Laurent also, dem in keinem Augenblick eingefallen ist, seinen Posten zu verlassen, theilt ihn im Gegentheil muthvoll mit den Ärzten, und mehr als einmal kommt auch er in

Gefahr, ein Martyrer zu werden, denn viele Kugeln und Bomben schlugen bis hierher ein. Die schwarze, von dem Kirchthurme herabwehende Fahne verhinderte die Holländer nicht, ihr mördrisches Feuer selbst auf dieses Asyl des Unglücks zu richten. Gleich beim Anfang der Belagerung, als man auf den Gedanken gekommen war, die Bestimmung der Kirche zu verändern, hatte der gute Pfarrer es für seine Pflicht gehalten, einige Seelen dem Herrn zuzuwenden. Als treuer Geschichtsschreiber muß ich jedoch bemerken, daß seine so lobenswerthe Frömmigkeit an dem Skepticismus der ersten nach der Sakristei gebrachten Verwundeten scheiterte. Der wackre Mann ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern hielt treulich bei denen, welche mit dem Tode rangen, aus, und verdoppelte seine salbungsreiche Beredsamkeit. Aber auch die Heftigkeit der Schmerzen, dieser Gedanke an Vernichtung, welcher sich in seiner ganzen Schrecklichkeit unseren Tapfern vor die Augen stellte, schüchterte fast niemanden ein. Darauf nahm er zu den Rathschlägen der anwesenden Wundärzte seine Zuflucht, die aber, weil sie das Terrain kannten, ihm nicht zu helfen wußten. Plötzlich ging

dem Mann Gottes ein Licht auf; der Brantwein, wußte er, wird den Verwundeten streng verboten, so kaufte er dann mit seinem eigenen Gelde eine gute Anzahl Cigarren und Tabak ein, um sich nur wenigstens Gehör zu schaffen. So ausgerüstet kehrte er zu den Widerspenstigen zurück; begleitete seinen geistlichen Zuspruch, nach der Wahl der Patienten, mit einer Cigarre oder etwas Rauchtabak, und machte auf diese Art größere Fortschritte, als er erwartete, und eine gute Anzahl Proselyten.

Doch weiter: wir sind endlich am Eingang der Transchee, und erblicken zwei Tafeln; auf der einen liest man: Parallele nach Kiel; auf der andern: Parallele nach Montebello. Die Leser sind zur Genüge mit den Operationen der Belagerung bekannt, um zu wissen, daß der eine dieser beiden Wege nach der Lünette Kiel, der andere nach dem Fort Montebello führt. Wir wollen den ersten einschlagen, der uns, in Zickzacks ohne Ende, aber immer nach rechts sich hinziehend, zur Contregarde der Lünette St. Laurent führt, deren Waffenplatz vom Genie und unsern Soldaten besetzt ist. Bereits beschäftigt man sich mit der Descente in den Graben, und hat die Sappenspitzen schon fertig gemacht. Werfen wir

einen Blick um uns. Das Parap- ist, nach der Seite des Feindes zu, mit Bewaffnetn besetzt, von denen ein Theil unaufhörliche Wache hä-, um sogleich Nachricht von der Demonstration zu geben, welche die Belagerten vielleicht unterhalb ihrer Mauern versuchen könnten; auf einigen Punkten hat sich ein Gewehrfeuer angesponnen, theils um den Musketenschüsse des Feindes zu antworten, theils um dem Feind die Arbeiten an einer Batterie zu verbergen, welche man weiter vorschiebt, oder auch um eine Truppenbewegung zu maskieren. An manchen Stellen ist das Terrain gut, aber an vielen so lehmig, daß man hineinsinkt; und an noch andern sinkt man, trotz der Vorsicht des Genies, welche an alles denkt, und Faschinen in Überfluß hat hinwerfen lassen, dennoch bis ans Knie in das Wasser. Hier schenkt eine Marketenderin, einen Wachstuchhut auf dem Kopf, in himmelblauem Rock und rother Hose, den Genievre in Strömen ein, und macht jeder Kugel, die über ihren Kopf hinfliegt, ein Compliment. Dort schleppen Arbeiter, ohne Tornister und Seitengewehr, die Muskete übergehängt, Faschinen, Erdsäcke und Schanzkörbe herbei, welche bei Belagerungen eine so große Rolle spielen. Obgleich sie

fast unter ihrer Last erliegen, schreiten sie doch rüstig vorwärts, bis plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, der ganze Zug durch den Ruf: Achtung auf die Bombe, angehalten wird. Alles wirft sich, gern oder ungern, auf den Boden, denn das Genie, das doch, wenn es sein muß, Kaltblütigkeit mit Verwegenheit zu vereinigen weiß, hat es strenge so vorgeschrieben; und wozu sollte man auch ohne Noth diesem fürchterlichen Geschoß Trotz bieten, das unsere Soldaten so richtig den Brutalen genannt haben? Man steht lachend wieder auf, ist jemand getroffen, trägt man ihn schweigend fort, und übergibt ihn den Soldaten der Administrations-Compagnien, welche auf alle Punkte der Transchee mit Tragbahren vertheilt sind. Schnell ist jede Spur des Unglücks verwischt. Was thut dieser Soldat ohne Waffen und außer Dienst? Zwei Körbe, die er am Arme trägt, sind beinah voll von Kugeln jeden Calibres, von Granaten, ja selbst von Bomben. Zu was bestimmt er diesen seltsamen Vorrath? Ein Tagsbefehl hat dem Militair, welcher dem großen Artillerie-Park Kugeln überbringt, eine Belohnung zugesichert, diese Belohnung sucht er zu verdienen, um später damit einen verwundeten

Bruder zu unterstützen, der sich in dem Lazareth befindet. Dieser Zug ist geschichtlich wahr.

Dort nimmt ein andrer Anblick unsre Aufmerksamkeit in Anspruch: ein Genie-Capitain schreitet, die Mütze auf dem Kopf, die Cigarre im Mund, so ruhig, als ob er in der Citadelle von Arras, Metz oder Montpellier wäre, einher, vermuthlich um die Arbeiten aufzunehmen. Zwei Sappeurs folgen ihm mit der Meßkette und dem Meßtisch, den er in gewissen Distanzen aufstellt; Granaten und Bomben, und was sonst die Citadelle ausspeit, schlägt um ihn nieder, er aber zeichnet, den Bleistift in der Hand, ganz gleichmüthig seine Bemerkungen vor, und denkt gar an seinen Kopf nicht, der häufig genug, jenachdem die Transchee oder die Brustwehr tiefer oder niedriger ist, über das Parapet hervorragt.

Eine Batterie befindet sich auf unserm Wege: wir wollen näher treten. Habt ihr schon mit Kanonen nach der Scheibe schießen sehen? Eben so richtig, eben so kaltblütig wird auch hier geschossen. Nach jedem Schuß steigt der Offizier, welcher die Batterie befehligt, auf das Parapet, um nachzusehn, wo die Kugel eingeschlagen hat, wobei er selbst eine

Zielscheibe für den Feind wird. Wir kommen jetzt an eine Soppenspitze, oder auch was man eine Descente in den Graben nennt; auf dem ersten dieser beiden Punkte verdoppelt der Feind, der die Absicht der Belagerer erräth, sein mörderisches Feuer; der Tod erscheint unter zwanzigerlei Gestalten; hier steht ein junger Lieutenant, die Uhr in der Hand, und wendet die Augen nicht von dem Zeiger ab; die Arbeit, die um die Stunde angefangen hat, muß auch in der Stunde fertig sein, er treibt die Arbeiter an, muntert sie auf, aber ohne Lärm, weder mit Bitten noch Drohen. Sie wissen, daß General Haro, der ihr Vater ist, wünscht, daß die Arbeit sich fördre, und so kommt sie zu Stande. Der Artillerie und dem Genie ist selbst das Unmögliche leicht geworden. Jetzt kommt etwas, das einen Augenblick die Gefahr vergessen macht: die beiden Prinzen, die sich ruhmvoll ihre Spornen verdienen, erscheinen in den Laufgräben; es ist der Thronerbe Frankreichs und sein Bruder: die Soldaten greifen maschinenmäßig nach ihren Waffen und möchten präsentiren, aber der Prinz winkt ihnen und sie selbst besinnen sich, daß nach dem Reglement man sich in der Transchee keine Ehrenbezeigungen

erlauben darf. Hier und dort erblickt man auch Offiziere von verschiedenem Rang, welche über Vollziehung der ertheilten Befehle wachen, es sind die Transcheeadjutanten. In einem einlaufenden Winkel hält sich ein General mit seinem Stab auf, und ist bereit, sich überall hinzubegeben, wo seine Gegenwart von Nutzen ist; es ist der Transcheegeneral, der häufig Rapporte erhält, die er an den Marschall weiter befördert. Dieser selbst ermuthigt sehr oft durch seine Anwesenheit die Arbeiter und Streitenden und überzeugt sich von den Fortschritten der Operationen. Auf allen Punkten herrscht die vollkommenste Ordnung und die französische Heiterkeit verscheucht jeden Gedanken an Tod und Vernichtung.

Stadt und Citadelle nach der Belagerung.

***

Es schlug halb eilf auf dem Thurme der Kirche St. André zu Antwerpen, als sich auf einmal die Nachricht verbreitete, die Citadelle habe capitulirt. Sogleich stürzte sich die Menge, aber eigentlich nur das gemeine Volk nach dem Thore von Mecheln, denn die Bürger blieben zu Haus, theils weil sie die Nachricht bezweifelten, theils weil sie sich nicht darüber freuten. Einige Augenblicke später erfuhr man wirklich, daß sich schon um sechs Uhr Morgens Parlamentaire mit unannehmbaren Bedingungen im Hauptquartier zu Berchem eingefunden hatten, daß an deren Statt andere geschickt worden wären, daß aber der Marschall Gerard nicht ohne Grund verlangte, man solle sich auf Discretion ergeben, und daß man sich wirklich mit Ab-

fassung der Artikel beschäftige. Um zwei Uhr Nachmittags wurde die Estafette mit der Nachricht von der Capitulation nach Paris abgefertigt, es war Mitternacht, als der Stabsoffizier, welcher den wichtigen Vertrag dem Könige überreichen sollte, in den Wagen steigen konnte. Währenddeß war in der Stadt der Zweifel in Gewißheit übergegangen, an einigen Orten freute man sich, an andern fluchte man über die Tapferkeit der Belagerer; es waren bedeutende Wetten eingegangen worden, daß die Franzosen nicht vor dem ersten Januar in der Citadelle sein würden. Abends gab es in dem Café de l'Empereur, wo sich die meisten Orangisten zu versammeln pflegen, einige Streitigkeiten, die fast in Thätlichkeiten übergegangen wären. Niemanden fiel es ein, die Stadt zu illuminiren, keine Fahne wurde aufgesteckt, keiner der französischen Militairs, welche sich in der Stadt befanden, wurde recht herzlich beglückwünscht. Überall war kaltes, zweideutiges Schweigen. Und doch war die Einnahme der Citadelle ein Ereigniß, welches die Einwohner im höchsten Grade interessiren mußte; hatten doch noch vor einigen Stunden, alle, der Reiche wie der Arme, für ihr Leben gezittert; hatten doch die,

welche geflüchtet waren, ihre Häuser zurücklassen müssen, die eine Laune Chassé's hätte in Schutthaufen verwandeln können. Aber trotzdem hielt man sich zu keiner Dankbarkeit verpflichtet, und ehe noch der Dünger weggeräumt war, mit dem man die Kellerlöcher verstopft hatte, wurden fast alle Lebensmittel um das vierfache im Preise gesteigert, um sich an der Börse der Sieger für die durch die Holländer verursachten Verluste zu entschädigen. Umsonst versuchte einige Tage darauf die Munizipalbehörde ihre offizielle Freude an den Tag zu legen, indem sie um die Ehre nachsuchte, dem Befehlshaber der französischen Armee vorgestellt zu werden, umsonst ließ man bei den reichsten Einwohnern eine Subscriptionsliste zu Gunsten der französischen Verwundeten zirkuliren, umsonst, die Subscription machte keine Fortschritte, während die Militairs den Verwundeten der Citadelle beisprangen und die Gefangenen der holländischen Flotille in den Straßen von Antwerpen gegen einen vielleicht absichtlich aufgehetzten Pöbel beschützten.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir in Antwerpen, besonders in den höhern Klassen, wenig Sympathie gefunden haben. Die Flüchtlinge kehrten

wohl in großer Anzahl zurück, aber sie reichten ihren Befreiern nicht die Hand, sondern stürzten nur nach der Citadelle, um mit kindischer Neugierde die Schwierigkeiten zu betrachten, welche wir zu übersteigen gehabt hatten. Man suchte einmal diese Neugierde zum Besten der Armuth zu benutzen, und den Schaulustigen einen Tribut abzufordern, aber man mußte diesen philantropischen Gedanken wieder aufgeben. Eben so erfolglos waren die Anstrengungen einiger Antwerpner Journale. Die Kaufleute ließen sich nicht aus ihrem öconomischen Starrkrampf aufwecken. Ein anderes Schauspiel bot die Citadelle selbst. Am 24. trafen die Elitencompagnien des 65. Regiments, unter dem Befehle des Obersten Arnault und dem Marschall de Camp Rulhière, nachdem sie durch einen Theil der Stadt gezogen waren, auf dem Glacis ein, wo sie einige Stunden Halt machten, um den Sapeurs Zeit zur Herstellung der Brücke zu lassen, welche nach der Citadelle führt und von unserer Artillerie fürchterlich mitgenommen worden war. Nachdem diese Arbeit fertig war, rückte der befehligende Marschall de Camp mit seinem Stab ein, und ließ die Posten durch französische Truppen besetzen. Bald stellten sich die Trup-

pen in Schlachtordnung vor, nachdem sie durch ein Bataillon von jedem Regiment der Divisionen, welche speziellen Antheil an der Belagerung genommen hatten, verstärkt worden waren, die Garnison der Citadelle griff zu den Waffen, rückte aus der Festung heraus, und legte ihre Waffen auf dem Glacis nieder, worauf sie nach den Casematten zurückkehrte.

Den Zustand der Citadelle selbst zu schildern ist nicht möglich, so wenig als eine Beschreibung Lissabons nach dem fürchterlichen Erdbeben. Alle Gebäude, die Kirche, die Magazine, alles war verschwunden; die geblendeten Batterien waren zerstört, das Erdreich war durchlöchert, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne in ein Loch zu gerathen. Das Innere der Casematten, der Aufenthalt der Garnison, war gräßlich, die Luft darin zum ersticken. Die Wohnung des General Chassé selbst lag zuletzt unter der Bastion Duc, denn anfangs wohnte er unter den Bastionen Toledo und Pazietto, sah sich aber durch unsere Kugeln gezwungen, dieselben zu verlassen, und die Behausung unter der Bastion Duc zu wählen, zu welcher man durch einen in Zickzack laufenden, hier und da durch einige Lichter erleuch-

teten unterirdischen Gang gelangte. Wenn man durch die Bäckerei und die Küche gekommen war, trat man in eine kleine viereckige Kammer, die als Vorzimmer diente. Rechts davon befand sich das Zimmer des Generals, das weiß angestrichen und gedielt war. Auf der einen Seite stand das Bett mit einfachen weißen Vorhängen; in der Mitte ein ziemlich hübscher Mahagoni-Tisch, am Plafond hing eine Lampe; dem Bette gegenüber hatte man ein Kamin angebracht. An der Wand hingen zwei große Karten, die eine von Holland, die andere von Belgien, über einer dieser beiden Karten endlich bemerkte man das Portrait eines Kindes. Man füge sechs einfache Stühle hinzu und man hat das ganze Mobiliar.













